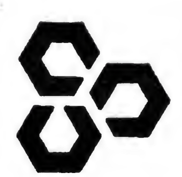










Reden

von

Ferdinand Delbrück.

Nach der Zeitfolge gesammlet.

eyter Band,

Jahren 1819—1830 drey bisher schon gedruckte und zwey noch ungedruckte Reden, überarbeitet und mit Anmerkungen versehen.

Bonn,

bey Adolph Marcus.

1831.

117

Inhaltsanzeige.

Berichtigungen.

S. 47 Z. 3. ist das zweyte o! zu streichen.
S. 68. Z. 3. v. u. ist vor Jugend der einzuschalten.
S. 146. Z. 14. ist statt welchem zu lesen welchen.

Nachträgliche Berichtigungen zum ersten Bande.

S. 8. Z. 3. ist statt bedürfte zu lesen bedürfe.
S. 28. in der letzten Zeile ist einzuschalten: Persius Sat. III. 71—73.
S. 48. Z. 13. ist statt wovon zu lesen woran.
S. 59. Z. 18. ist nach Unglück einzuschalten: der Zeit.

Erste Rede.

Platon's philosophische Fürstlichkeit.

Gehalten

zu Bonn den zweyundzwanzigsten April 1819, bey Eröffnung akademischer Vorträge über Platon's Lehre von den göttlichen und menschlichen Dingen.

Der Zweck der heutigen Rede, zu deren Anhörung ich eingeladen habe, ist, die Gründe darzuthun, aus denen ich dafür halte, dem mir übertragenen Lehramte der Philosophie nach Kräften am besten genügen zu können, wenn ich dabey zum Meister und Führer den Platon erwähle, und zwar so, daß ich bald einzelne seiner Werke auslege, bald seine Lehren über göttliche und menschliche Dinge im Zusammenhange vortrage, wie auch es mir zum Gesetze mache, überhaupt die Ergebnisse nicht nur eigener Forschungen, sondern auch fremder, die ich mir angeeignet habe, mit Platon's Behauptungen zusammenzustellen, wofern dieser sich über denselben Gegenstand ausgesprochen hat, und im entgegen-

gesetzten Falle nach seinen Grundsätzen wenigstens zu prüfen, und ihren Gehalt zu erproben.

Um mich über dieses alles mit möglichster Kürze und Bestimmtheit auslassen zu können, sey vergönnt, einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken.

Gleichwie die Geschichte zu thun hat mit dem Einzelnen, Veränderlichen, Zufälligen, so die Philosophie mit dem Allgemeinen, Ewigen, Nothwendigen. Es giebt eine zwiefache Nothwendigkeit. Die eine drücken wir in unserer Sprache aus durch das Wort Müssen; die andere durch das Wort Sollen. Was geschehen muß, ist von der Beschaffenheit, daß es nicht anders geschehen kann; was geschehen soll, ist von der Beschaffenheit, daß es zwar anders geschehen kann, aber nicht darf. Jene bezieht sich auf das Reich der Natur; diese auf das Reich der Freyheit. Zwischen ihnen in der Mitte liegt ein Gebiet von Erscheinungen, welches beyde verknüpfet, die Kunst: denn echte Kunstwerke, wie jedermann einräumt, können nur entstehen durch Begeisterung — ein Wort, welches einen Zustand erhöheter Gemüthsstimmung bezeichnet, und zwar einer solchen, der von einer übermenschlichen Kraft gewirket wird, ohne den Willen zu fesseln, so daß die Seele sich in ihren Bewegungen frey fühlt, und dabey gebunden weiß, einen geheimnißvollen Mittelzustand, in welchem Thun und Leiden sich wechselseitig durchdringen, so, daß zweifelhaft bleibt, welches von beyden vorwalte.

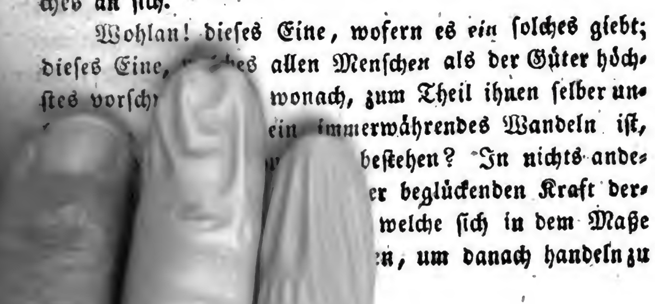
Weiter: Was nothwendig ist, wird bestimmt durch Gesetze, welche theils ursprüngliche sind, theils abgeleitete. Richtet die Philosophie ihre Forschungen auf die ursprünglichen: so heißt sie Metaphysik entweder der Natur, oder der Sitten, oder des Schönen. Dieselbe führt

auch den Namen der reinen im Gegensatze der angewandten, die es mit den abgeleiteten Gesetzen zu thun hat, um daraus zu bestimmen, was in einzelnen Fällen nothwendig sey. Die Theile der angewandten Philosophie hier aufzuzählen, ist nicht vonnöthen; darum unterlasse ich es und sage nur: Die Gesammtheit der erwähnten Untersuchungen hatten ohne Zweifel diejenigen in Gedanken, welche im Alterthum von der Weisheit den Begriff aufstellten, sie sey die Kunde der göttlichen und menschlichen Dinge, und ihres ursächlichen Zusammenhanges.

Es liegt am Tage, daß dieser Kunde im ganzen Umfange sich zu bemeistern, keinem menschlichen Geiste möglich ist. Je mehr sich im Fortschritte der Zeit der Kreis des Wissens erweiterte, desto stärker empfand man das Bedürfniß, von der Gesammtwissenschaft einzelne Theile abzusondern, deren Kunde den Namen der Weisheit vorzugsweise verdienen möchte. Welches mögen diese Theile seyn?

»Wonach alle Menschen trachten, sagt Aristoteles, ist Wohlgefühl; und vielleicht ist hievon der Gegenstand nicht, was sie dafür halten oder ausgeben, sondern eines und dasselbe: denn alles hat von Natur etwas Göttliches an sich.

Wohlan! dieses Eine, wofern es *ein* solches giebt; dieses Eine, [illegible]ches allen Menschen als der Güter höchstes vorsch[illegible] wonach, zum Theil ihnen selber un[illegible] ein immerwährendes Wandeln ist, [illegible] bestehen? In nichts ande[illegible] er beglückenden Kraft der[illegible] welche sich in dem Maße [illegible]en, um danach handeln zu



können, als man lernt zu handeln, wie man denkt, als man lernt, sich gehörig zu freuen und gehörig zu betrüben.

Um denken zu lernen, daß man danach handeln könne, bedarf man über des Menschen als eines sinnlich-vernünftig-geselligen Wesens allgemeine Bestimmung, und über die eigene insonderheit deutlicher und zusammenhangender Begriffe; um zu handeln wie man denkt, bedarf man gereinigter Leidenschaften und einer wohlgeordneten Empfindungsweise, dergleichen fleißige Betrachtung des wahrhaft Schönen mittheilt; um sich gehörig zu freuen und gehörig zu betrüben, bedarf man von dem Schicksale, und von der Gewalt, welche die Natur über uns ausübt, besonders durch den Tod, dem sie uns unterworfen hat, beruhigender Auffassungen, welche im Glücke zur Maßhaltung und Besonnenheit stimmen; und bey dem, was uns Widriges bevorsteht oder begegnet, die Seele muthig und standhaft machen.

Aus dem Gesagten scheint zu folgen, daß die Gesammtwissenschaft des Namens der Weisheit desto würdiger werde, je mehr sie sich angelegen seyn läßt, durch befriedigende Aufschlüsse über die berührten Gegenstände dem Menschen hülfreich zu werden, zur Erlangung des höchsten Gutes. Vorzugsweise möchte dieses nachzurühmen seyn, zuerst gründlicher Erforschung der verschiedenen Quellen, Arten und Grade der Ueberzeugung; dann der Metaphysik der Sitten und des Schönen nebst ihren angewandten Theilen, wie auch der Metaphysik der Natur nebst demjenigen ihrer angewandten Theile, den man unter dem Namen der Menschenkunde zu begreifen pflegt.

Was die Wissenschaften der Größenlehre betrifft, der

reinen wie der angewandten, so stehen diese zwar mit der höchsten der menschlichen Angelegenheiten nicht in unmittelbarer Beziehung, dürfen gleichwohl völlig fremd selbst dem nicht bleiben, der seine Forschungen einzig auf das beschränken will, was zu seinem Frieden dienet. Zu thun nämlich haben jene mit Dingen und Kräften, welche, wie die Schrift meldet, Gott der Herr geordnet hat, nach Zahl, Gewicht und Maße. Sofern nun ihre Aufgabe darin besteht, was der oberste Werkmeister vorgezählt hat, nur nachzuzählen, was er vorgemessen hat, nachzumessen, was er vorgewäget hat, nachzuwägen, und sofern sie hiebey unterstützt werden durch Auge, Ohr und Hand, vermögen sie eine Gewißheit der Erkenntniß zu erreichen, die nicht nur jeden Zweifel ausschließt, sondern auch in Ansehung der Zuverlässigkeit keines Zuwachses fähig ist. Abgesehen daher von allem andern, sind sie für den Denker schon aus dem einen Grunde von unschätzbarem Werthe, daß sie ihm Erfahrung davon geben, wie einer Seele zu Muthe ist, die etwas Wesenhaftes in ungemischter Lauterkeit und reiner Ungetrübtheit anschaut. Außerhalb des Gebietes der Zahlen und Figuren wird der Seele dieses Vergnügen nicht zu Theil.

Der Erste, welcher die große Entdeckung machte von der Untüchtigkeit des Menschen, in den für ihn wichtigsten Dingen zur zweifellosen Gewißheit zu gelangen, war, wie es scheint, Pythagoras, derselbe, welcher den Namen eines Weisen, der ihm nach dem Sprachgebrauche seiner Zeit zukam, bescheiden ablehnte, und den Namen Sophia, womit man damals die Gesammtwissenschaft bezeichnete in den Namen Philosophia verwandelte; wahrscheinlich um anzuzeigen, die dem Menschen

erreichbare Weisheit bestehe nicht in der Erkenntniß der Wahrheit, sondern in dem Streben danach; und sie habe ihren Sitz nicht sowohl im Verstande als vielmehr in der Gesinnung.

Noch einen Schritt weiter ging Sokrates: denn getrieben von göttlicher Begeisterung weihte er sein ganzes Leben dem einen Geschäfte, so weit seiner Worte Macht reichte, die Ueberzeugung zu verbreiten, daß in den wichtigsten Dingen der Mensch durch eigene Kraft nur vermöge, sich von dem Irrthum zu befreyen; und daß er als der Uebel größtes nicht die Unwissenheit zu fliehen habe, sondern die Scheinweisheit, die falsche Einbildung nämlich, zu wissen, was er nicht weiß.

Unablässig strebe, dich zu enttäuschen, und sey versichert, daß dir dann über das wahrhaft Wissenswürdige das Licht des Verständnisses von selbst aufgehen werde. Sehet da die Summa seiner Philosophie!

Seiner Philosophie? Was ist Philosophie, wenn sie wem eignet?

Den bisherigen Erörterungen zu Folge, giebt es auf die Frage, was Philosophie sey, eine zwiefache Antwort.

Ein aus dem Verlangen nach dem höchsten Gute entsprungenes und in Ansehung der Gegenstände und ihrer Behandlung geleitetes und beseeltes wissenschaftliches und gewissenhaftes Streben — das ist Philosophie, sofern das Wort eine Gesinnung bezeichnet.

Die Gesammtheit von Ueberzeugungen über göttliche und menschliche Dinge, die ein solches wissenschaftliches und gewissenhaftes Streben dauernd in der Seele gründet — das ist Philosophie, sofern man darunter einen Inbegriff von Lehren versteht.

In Ansehung jener Ueberzeugungen ist unter mehreren gleich fähigen, gleich fleißigen, gleich redlichen Forschern eine vollkommene Uebereinstimmung wohl nie vorhanden gewesen. — Was sage ich: sie ist unter mehreren nie vorhanden gewesen? ich sollte sagen: nicht einmal unter zweyen ist sie auch nur denkbar.

Weit entfernt aber, daß hieraus der Philosophie ein Vorwurf erwachse, gereicht es ihr vielmehr zum Lobe: denn es rührt jener Mangel an Uebereinstimmung allein daher, daß nicht nur der höchste Gegenstand der Philosophie, sondern auch jeder untergeordnete etwas Unendliches ist, welches sich jedem Betrachter von einer besondern Seite zeigt, und in einem eigenen Lichte. Gleichwohl ist die Uneinigkeit der Philosophen weniger groß, als sie bey'm ersten Anblicke scheint.

Stellt man nämlich als Geistesverwandte diejenigen zusammen, zwischen deren Behauptungen die Aehnlichkeit größer ist als die Verschiedenheit: so findet man, daß es deren nicht mehr und nicht weniger als drey Geschlechter giebt.

Das eine derselben begreift die, welche den körperlichen Urstoff, den Inbegriff mechanischer Kräfte, die durch Druck und Stoß wirken, als das Ursprüngliche und einzig Wesenhafte erkennen, aus welchem sich, sey es durch Nothwendigkeit, sey es durch Zufall, nach und nach erst die chemischen, dann die organischen, endlich die denkenden und wollenden Kräfte hervorgearbeitet haben, so daß alles Lebens und Bewußtseyns Urquell als etwas Todtes und Gedankenloses erscheint.

Das andre begreift die, welche das Körperliche und Geistige für gleich wesenhaft halten, weder jenes aus diesem ableiten noch dieses aus jenem, sondern beyde als Bestandtheile der Urkraft ansehen, welche die Welt her-

vorgebracht hat und fortwährend hervorbringt, nach Gesetzen wirkend, die sie selber nicht kennt, so daß in dem unendlichen Raum und in der unendlichen Zeit das Bewußtseyn dessen, was war, was ist, und was seyn wird, nur theilweise und zerstreut angetroffen wird, nirgendwo aber sich sammlet.

Das dritte begreift die, welche das Wesenhafte einzig in dem Geistigen erkennend, und diesem das Körperliche unterwerfend, als der Weltordnung Urheber an die Spitze der Dinge ein mit Bewußtseyn und Persönlichkeit begabtes Urwesen setzen, von welchem die menschlichen Seelen, und alle denkende und wollende Geschöpfe Ausflüsse seyen, so daß ihre Gesammtheit einen Abglanz der Gottheit bilde, von welcher jedes einzelne immer mehr in sich aufzunehmen, und außer sich darzustellen bestrebt seyn solle.

Diese letztgenannten verehren als ihrer Fürsten einen den Platon.

Immer gehe bey deinen Untersuchungen von dem Gedanken aus, der dir der stärkste zu seyn scheint; was mit diesem stimmt, setze als wahr, was nicht, als falsch: — so läßt sich der höchste Grundsatz seiner Philosophie ausdrücken.

Ihm war nichts einleuchtender als dieses, daß die Seele vortrefflicher ist als der Leib, und daß eine selbstthätige Kraft sich in uns regt, welche alle Verwandtschaft mit dem Staube verschmäht. Zeugniß hievon gab ihm, wie es scheint, bereits in früher Jugend etwas, wovon freylich wohl nun sehr wenige Menschen die Erfahrung haben, alle aber wenigstens in gewissen Augenblicken ihres Lebens die Ahnung, das Gefühl nämlich einer reinen und uneigennützigen Liebe, die zwey befreundete

Seelen zu einander hinzieht, nicht vergänglichen Gewinnes wegen, sondern nur, um ihr Daseyn zu ergänzen, und geleitet einzig durch die Idee des höchsten Schönen. Gemeint ist hier jene Liebe, welche entsteht, wenn, um mit den Worten eines unserer großen Dichter zu reden:

Wenn zwo bessere Seelen nun
Ganz, das erste Mal ganz, fühlen, wie sehr sie sind.

Einem solcher Liebe Kundigen, meinte Platon, müsse einleuchten, daß die Idee des an sich Schönen nicht etwas uns von außen Zugeführtes sey, sondern eine göttliche Offenbarung, und daß sie nicht in der Seele ruhe als ein Abbild, sondern in ihr lebe als ein Urbild, in Vergleichung mit welchem, und in Beziehung auf welches das einzelne Schöne als solches erst erkannt werden könne. Von gleicher Beschaffenheit seyen andre uns inwohnende Ideen, wie die Ideen des an sich Wahren und Guten, die Ideen Gleichheit und Verschiedenheit, Ursache und Wirkung, Einheit und Allheit. Die Wesenhaftigkeit dieser und ähnlicher Ideen könne niemand läugnen, weil ja, was wir nur denken und thun, weil ja unser ganzes Daseyn auf ihnen als auf seiner Grundlage ruhe. Gleichwohl, da sie weder Ton noch Farbe noch Gestalt, weder Geruch noch Geschmack haben, könne keiner unserer Sinne Zeugniß von ihnen geben, zum Beweise, daß die Welt der Erscheinungen getragen und zusammengehalten werde, daß sie Bestand, Dauer und Wirksamkeit empfange von etwas, welches nicht erscheint, sondern nur gedacht werden könne.

Wohlan! nicht sämmtliche Gattungsbegriffe ohne Unterschied, sondern vorzugsweise jene Stammbegriffe, die aller sinnlichen Wahrnehmung vorgängig, die äußere

Erfahrung erst möglich machen, sind es, denen Platon unter dem Namen Ideen eine selbständige Vorhandenheit zuschrieb, und von denen er behauptete, daß die Kunde derselben in uns ruhe als Angedenken eines vorirdischen Daseyns, als Unterpfand unserer göttlichen Abkunft. Wie nach dieser Lehre das Erlernen nichts ist als Auffrischung von etwas schon Gewußtem, als Erneuerung ehedem gehabter Gedanken: so erscheint echte Liebe nur als Wiedererkennung solcher, die einander hienieden begegnen, nachdem sie in einem früheren Leben in gemeinsamer Betrachtung des Göttlichen mit einander fröhlich gewesen.

Höchst merkwürdig ist es, daß in Platon's Seele der Glaube an ein vorirdisches Daseyn früher wach ward, als der Glaube an ein nachirdisches, daß er diesen anfangs aus jenem herleitete, dann unabhängig von ihm machte, später in Verbindung setzte mit der Lehre vom Daseyn Gottes, und erst gegen das Ende seiner Laufbahn der Ueberzeugung von einem ewigen Leben im Sinne des Christenth ums nahe kam.

Die berührten Lehren von der Liebe, von den Ideen, von dem vorirdischen Daseyn der Seele, und ihrer Fortdauer nach dem Tode hangen unstreitig genau zusammen. Wie man auch über sie im Einzelnen urtheilen möge; ihrem wesentlichen Inhalte nach sind sie vor allen andern geeignet, was nur von Unsterblichkeit sich in uns regt, zu unserm Bewußtseyn zu bringen, uns inne werden zu lassen, daß wir göttliches Geschlechtes sind, und dem Wohlgearteten ein sehnsüchtiges Verlangen einzuflößen, welches seine Befriedigung in etwas Irdischem nicht finden kann, sondern nur in der Pflege der Wissenschaft und Tugend.

Wissenschaft und Tugend, was sind sie dem Platon zu Folge?

Wissenschaft, sie ist nicht allein Wahrnehmung; auch nicht allein richtige Vorstellung; auch nicht allein mit Erklärung verbundene richtige Vorstellung. Tugend, sie gehört weder unter die bloß angenehmen, noch unter die bloß nützlichen Dinge, sie ist vorzugsweise weder die Tüchtigkeit zu etwas außer ihr, noch eine Fertigkeit in guten Werken. Eine aus Gründen hergeleitete und auf den Urgrund alles Seyns bezogene, der Seele unwandelbar sich einprägende Erkenntniß — das ist Wissenschaft. — Eine aus Verständigkeit, Geistesstärke, Gerechtigkeit und Besonnenheit hervorgehende Wohlgestalt der Seele, und Wohlgeordentheit des Lebens — das ist Tugend.

Zur Wissenschaft gelangt man durch Forschkunst, deren es zwey Arten giebt, eine unechte und eine echte. Wie jene falschen Schein hervorzubringen strebt, so diese, ihn zu entfernen durch Verdeutlichung der Begriffe und durch Ergründung der Denkgesetze, nach denen sich beurtheilen läßt, welche Begriffe mit welchen stimmen, und wie sie zu verbinden sind, um die Erkenntniß zu erweitern. In dem Maße als der Forschkunst hiedurch gelingt, die Gebiete des Zweifels, des Wissens und des Glaubens abzugränzen, und jedem von den dreyen seine Rechte sichernd, den beyden entgegengesetzten gleich gefährlichen Täuschungen zu wehren, deren eine, um mit dem Dichter zu reden, entspringt, aus der gewähnten Gewißheit, die andere aus dem ergrübelten Zweifel, bahnet sie der aus dem Herzen hervorquellenden Wahrheit den Weg, gleich einem Strome des Lichts sich ungehindert zu ergießen.

Wie Forschkunst sich verhält zur Wissenschaft: so Staatskunst zur Tugend. Das Leben würdig zu genie-

ßen und recht zu gebrauchen, sein äußeres Daseyn zu sichern und seine sittliche Bestimmung zu erreichen, vermag der Mensch in der Einsamkeit nicht, sondern nur in gesellschaftlichen Verbindungen, dergleichen wir Staaten nennen. Diese gesellschaftlichen Verbindungen gehörig zu ordnen, ist die Aufgabe der Staatskunst, die der Künste edelste ist, und vor allen würdig des Namens der königlichen. Bey Lösung ihrer Aufgabe kömmt alles an auf die richtige Unterscheidung dessen, was Mittel und was Zweck ist.

Es giebt eine Staatskunst, die von dem Grundsatze ausgeht, daß der Leib vortrefflicher sey als die Seele, daß Reichthum, Rang, Macht, Herrschaft, größere Staatsgüter seyen, als Verstand und rechter Wille; welche daher die öffentliche Geisteswohlfahrt als Nebensache behandelt, die äußere Wohlbeglücktheit als Hauptsache; und selbst diese aus allen Kraften fördert, nicht für die Gesammtheit der Staatsbürger, sondern zu Gunsten der Minderheit, in welcher sie die sinnlichen auf das Irdische gerichteten Begierden nicht beschränkt, sondern in das Unermeßliche steigert, indem sie unablässig bedacht ist, zur Befriedigung derselben die Mittel herbeyzuschaffen. Das ist unechte Staatskunst.

Die echte umfaßt mit ihrer Sorge die Gesammtheit der Staatsbürger gleichmäßig, indem sie jedem die Stelle anzuweisen trachtet, die ihm gebührt, um nach dem Maße der ihm verliehenen Kräfte auf eigenthümliche Weise dem Ganzen bestens zu dienen; das thut sie in der Absicht, damit der Staat im Großen werde, was eine wohlgeordnete Seele im Kleinen ist, und hiedurch eine Anstalt, jeden der Erreichung des höchsten Gutes möglichst nahe zu bringen, einer Absicht,

auf welche sie alle ihre Gesetze und Einrichtungen bezieht, als auf den letzten Zweck.

Die bisher erwähnten, unter stetem Kampfe mit der Scheinweisheit des Tages fortgeführten Untersuchungen über die Liebe und die Ideen, über vorirdisches und nachirdisches Daseyn, über die Bestimmung der Forschkunst und Staatskunst, diese Untersuchungen verbunden mit einer reichen Welterfahrung und einer alles umfassenden Kunde, was nicht nur die griechische Heimath, sondern auch das Ausland Merkwürdiges aufzuweisen hatte, brachten im Platon die Ideen zur Reife, welche er in den drey Werken zusammengefaßt und dargestellt hat, die überschrieben sind: Timäus, der Staat, die Gesetze, herrliche Denkmale, zu zeigen, wie weit in der Kunde der göttlichen und menschlichen Dinge eine von der Natur auf das schönste und reichste ausgestattete und von dem äußern Glücke höchlich begünstigte Philosophenseele im Laufe eines langen rastloser und wohlgeordneter Forschung geweiheten Lebens gelangen kann.

Jene Werke nach Inhalt und Gestaltung zu würdigen, gäbe Redestoff für mehrere Tage und Nächte; ohne solche Würdigung sie zu lobpreisen wäre Entweihung; darum unterlasse ich beydes, und will statt dessen einige Bemerkungen hinzufügen über Platon's Lehrweise.

Das Eigenthümliche derselben hat seine Quelle in ihrem Zwecke. Dieser ist nicht, gefundene Wahrheiten mitzutheilen, sondern die Wahrheit selbst finden zu lehren. Zu dem Ende hat Platon seine Gedanken in vielen verschiedenen Werken vorgetragen, deren jedes ein für sich bestehendes Ganzes bildet, und die alle unter einander zusammenhangen, indem die früheren die späteren vorbereiten, diese jene berichtigen, vervollständi-

gen, ergänzen. Durchgeht man diese Werke in der Folge, in welcher Platon sie gearbeitet hat: so lernt man nicht nur, was als Wissenschaft und Erkenntniß in seiner Seele bleibend und dauernd war, von dem unterscheiden, was als Meinung bey ihm wechselte, nicht nur die leitenden Hauptgedanken absondern von den Nebengedanken und diese nach jenen auslegen; man wird auch in den Stand gesetzt, ihn Schritt für Schritt auf dem Wege zu begleiten, den er wählte, um an sein Ziel zu kommen, und auf welchem ihm beschieden war, aus dem Zweifel die Einsicht, aus dem Meinen das Wissen, aus dunklen Ahnungen das Licht der Erkenntniß immer heller und heller hervorleuchten zu sehen.

Hiedurch erhalten seine Schriften die bildende Kraft eines vertrauten Umgangs, dessen ein Weiser mit sich selbst pflegt und mit seines Gleichen, oder solchen die es werden können. Wie sehr dem Platon darum zu thun war, die Seinen nicht als solche zu behandeln, die von ihm lernen, sondern als solche, die im Denken mit ihm wetteifern sollen, um eigener Ideen sich bewußt zu werden, erhellet noch aus andern Eigenheiten seiner Darstellungsweise, wohin ich diese rechne, daß er so oft als Hauptabsicht ankündigt, was Nebenabsicht ist, als Nebenabsicht behandelt, was Hauptabsicht ist, daß er größere Zwecke unter kleineren birgt, daß er von den angestellten Untersuchungen oft die Ergebnisse entweder völlig verschweigt oder als Ergebniß etwas ganz Unscheinbares aufstellt, welches die aufgewandte Mühe gar nicht zu belohnen scheint, daß er mehrere Ideengewebe zugleich anspinnt, gegenseitig verflicht, und ihre Fäden in einander wirrt. Solche Täuschungen sollen die Kraft stärken, sich zu enttäuschen, solches Irreführen den Verstand

schärfen, in dem Irrgewinde verschlungener Meinungen sich zurecht zu finden; ein solches Hinhalten der Wißbegierde die Freude an ihrer endlichen Befriedigung erhöhen. So bleibt immer die Ueberzeugung lebendig, daß die Wahrheit ein Kleinod ist, welches nur findet, wer es sucht.

Gleichwohl ist nicht zu läugnen, daß Platon's Verfahren in dieser Beziehung bisweilen das Ansehen übermüthiger Willkühr gewinnt, welche selbst die Bessern nicht immer von ihm sich würden gefallen lassen, wüßte er nicht durch einen besondern Reiz sie an sich zu fesseln.

Was der Philosoph sagt, muß in Verstand getaucht seyn, behauptete Zenon, wahrscheinlich, um anzuzeigen, echte philosophische Wohlredenheit verschmähe malerischen Farbenschmuck, und begnüge sich, in scharfen Umrissen die Gedanken nur zu zeichnen, wie Aristoteles so meisterlich thut. Platon's künstlerische Meisterschaft trägt ein anderes Gepräge. Seine Werke sämmtlich haben gesprächliche Gestaltung. Es treten in denselben Personen auf in bedeutenden Zuständen und von bestimmtem Karakter, Jünglinge, Männer, Greise, mit eigenthümlichen geistigen Bedürfnissen oder Ansprüchen, unter ihnen als leitender Genius meist Sokrates. Die Unterredung knüpft sich an einen zufälligen Umstand und wird größten Theils kämpfend fortgeführt in einer Weise, daß an dem Ausgange nicht nur wegen der wissenschaftlichen Ergebniß gelegen ist, sondern auch wegen der Theilnahme, welche diejenigen einflößen, denen Sieg oder Niederlage bevorsteht. Hierdurch verwandelt sich das Denken in ein Handeln; die philosophische Untersuchung wird ein Ereigniß. —

Eine Fülle zum Theil überraschender und immer geistreicher Wendungen, Bilder, Gleichnisse und Anspielungen verbunden mit der Würze einer bald scherzenden bald spottenden Schalkheit, und mit einer Anmuth der Sprache, welche die Begriffe mit höchster Bestimmtheit vor das Auge stellt, und zugleich durch wohlgewählte Rhythmen und Klänge dem Ohre schmeichelt — dieses alles versüßet die Arbeit des Forschens, und giebt ihr den Reiz eines aufheiternden Spiels. Eine seltene Mischung des Dichterischen und Wissenschaftlichen in seinem Geiste schloß dem Platon die Bedeutung jener uralten, sinnbildlichen Sagen auf, dergleichen wie bey allen andern Völkern auch bey den Griechen sich erhalten, und von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hatten, als Ueberlieferungen einer weiseren Vorzeit. Die Behandlung dieser Sagen und die Einflechtung derselben in seine Darstellungen verbreitet über diese ein feyerliches Helldunkel, etwas Verborgenes, Räthselhaftes, Weissagerisches, welches das Heilige aufdeckend und verhüllend, in die Geheimnisse desselben einweihet. Wenn wissenschaftliche, dichterische, sittliche und religiöse Begeisterung, jede für sich schon vermag, die Seele in ihrer innersten Tiefe zu bewegen: was kann, wenn sie vereint wirken, wie im Platon, anderes entstehen als jene übermächtige Beredsamkeit, wodurch er im Laufe so vieler Jahrhunderte die Gemüther unzähliger Menschen mit wahrhaft göttlicher Gewalt ergriffen und beherrscht hat.

Beherrscht hat? — Beherrschen, fesseln wollte er die Geister nicht, sondern befreyen, leiten, zur Selbstthätigkeit ermuntern. Dieser widerstrebt nichts mehr als jene kränkliche Ueberspanntheit, welche so manchen seiner unechten Jünger über ihn verblendet. Nur der-

selben entgegenzuwirken, will ich einige Bemerkungen hinzufügen, die beytragen können, zwar nicht die Verehrung für den Platon zu schwächen (das sey ferne) aber doch die Bewunderung desselben zu mäßigen und unbedingte Hingebung an sein Wort bedenklich zu machen. Was in dieser Beziehung, um klar zu werden, tiefere Erörterung erfodern würde, übergehe ich, wie zum Beyspiel die vielfachen Irrungen und Mißverständnisse, welche daraus entspringen, daß er einen der wichtigsten sittlichen Begriffe unbestimmt läßt, den Begriff des Freywilligen, worunter er abwechselnd bloß Wissentliches, Vorsätzliches und Absichtliches versteht; daß er bey seinen staatsbürgerlichen Anordnungen den Unterschied zwischen dem, was seyn soll, und menschlicher Bedürftigkeit nach seyn kann, nicht gehörig in Erwägung zieht; daß er zur Erreichung des Staatszwecks, den er wohl anders bestimmt haben würde, wäre ihm nicht die christliche Idee einer Kirche fremd gewesen, den Machthabern ein über die gebührenden Gränzen weit hinausreichendes Zwangsrecht einräumt — Dieß und Aehnliches übergehend, will ich nur einzelner von seinen Behauptungen Erwähnung thun, die wohl nicht mit Unrecht übel berufen sind. Hiebey denke ich nicht etwa an seine feindseligen Aeußerungen gegen die nachahmende Kunst, zu welchen ihn die aus dem unrichtig aufgefaßten Begriffe der künstlerischen Täuschung entsprungenen Täuschungen verleiteten; an etwas ganz anderes denke ich, welches solchen, die im Lichte des Evangeliums wandeln, ich will nicht sagen, befremdlich seyn, sondern vielmehr als Thorheit und Aergerniß erscheinen muß. Man vergleiche seine Lehre über die Schöpfung des Menschen und von dem

Ursprung der Sünde mit den christlichen Offenbarungen über diese Geheimnisse, um sich zu überzeugen, daß, wer der Kleinste ist im Himmelreich, größer ist denn er. Doch fodert die Gerechtigkeit, zu gestehen, daß in dieser Beziehung kein anderer Philosoph vor ihm etwas voraus haben möchte. Was ihn aber vor den meisten, um nicht zu sagen, vor allen auszeichnet, ist das tiefe Bewußtseyn, welches er in sich trug, sein Wissen und sein Weissagen sey nichts als eitel Stückwerk. Niemand kann inniger überzeugt seyn als er es war, daß, um in den wichtigsten Dingen den Weisesten vor dem gröbsten Trug zu sichern, der Beystand eines Gottes vonnöthen sey. Daher der Ernst, womit er so oft zum Widerspruche gegen sich auffodert; daher die fromme Scheu, womit er nicht selten vor seinen eigenen Behauptungen erschrickt, wenn sie zwar seinen Verstand befriedigen, aber seinem Gefühl widerstreben; daher die ängstliche Gewissenhaftigkeit, womit er sorgsamst verhüten will, daß man nicht für gewiß halte, was zweifelhaft ist.

»Was wir, — diese Worte legt er dem Timäus in den Mund, – was wir über die Seele gesagt haben, über das Sterbliche und Göttliche in ihr, wo und warum ein jedes seinen Sitz bekommen hat, daß sich dieses alles so verhalte, wie angegeben worden, könnte man nur dann behaupten, wenn Gott es bekräftigte. Daß es aber wahrscheinlich sey, dürfen wir wagen, zu behaupten; und es sey hiemit behauptet.«

Hier nun öffnet sich ein weites Feld lehrreicher Betrachtungen für den, welcher eine Vergleichung anstellen wollte zwischen dieser bescheidenen, demüthigen, nie sich befriedigenden, immer nach tieferer Erkenntniß dürstenden Weisheit Platon's, und jener übersatten,

anmaßenden hochmüthigen, die unter dem Prunknamen der allgemeingültigen noch vor einem Jahrzehend so vorlaut unter uns das große Wort führte.

Ich enthalte mich einer solchen Vergleichung, und will, zum Schlusse eilend, nur noch sagen:

In Betrachtung, daß Platon's Lehre von den göttlichen und menschlichen Dingen in den wenigen aber großen Ideen, die sie für zweifellos gewiß ausgiebt, mit den Grundwahrheiten des Christenthums übereinstimmt, daß sie zu einer wissenschaftlichen Erfassung derselben die beste Vorbereitung ist, daß sie für die Geheimnisse unserer Religion eine gläubige Ehrfurcht einflößet; in Betrachtung, daß seine Werke, wie keine andere, das innerliche Leben eines gebornen Denkers entfalten, wie es unter den mannichfaltigsten Bewegungen und Richtungen, die Scheinweisheit zu bekämpfen, und die echte Weisheit zu erkämpfen, keimt, blüht, schattet, fruchtet, daß sie hiedurch, wie auch wegen der Erhabenheit ihrer Gegenstände und der Art, diese zu behandeln, vor allen andern geeignet sind, die Kraft mitzutheilen, welche fähig macht, sich der beyden entgegengesetzten und gleich gefährlichen Täuschungen zu erwehren, deren eine aus der gewähnten Gewißheit entspringt, die andre aus dem ergrübelten Zweifel; in Betrachtung der wunderwürdigen Mischung wissenschaftlichen, dichterischen, staatsbürgerlichen und religiösen Geistes, wodurch seine Mittheilungen sich der edelsten Bestrebungen, deren eine menschliche Seele fähig ist, immer zugleich bemeistern; in Betrachtung endlich des seit so vielen Jahrhunderten bestehenden Seelenreiches, welches er gestiftet hat, und in dessen Gemeinschaft er

die Seinen leitet; in Betrachtung alles dessen erachte ich, daß er den Namen eines Fürsten der Philosophen, den er führt, verdiene.

Wegen dieser seiner Fürstlichkeit habe ich ihn, wie ich gleich anfangs sagte, zu meinem Meister und Führer erwählt, in der Ueberzeugung, nach dem Maße der mir verliehenen Kräfte, in dem mir angewiesenen Wirkungskreise, der Philosophie keinen größeren Dienst leisten zu können, als wenn ich jüngere Freunde derselben, die sich mir anvertrauen wollen, an ihn verweise, und sie nur anleite, von ihm zu lernen, wie jeder es anzufangen habe, daß er zu dem ihm erreichbaren Maße der Weisheit gelange.

Hievon Zeugniß abzulegen war der Zweck der heutigen Rede, die daher nunmehr endet.

Zweyte Rede.

Platon's Staat.

Gehalten

zu Bonn am Anfange des Winterhalbjahrs 1819
zur Einleitung in akademische Vorträge über
genanntes Werk.

Platon's Werk vom Staate behauptet seit vielen Jahrhunderten den Ruhm, daß zur Bildung desselben Kunst und Wissenschaft, sittliche und religiöse Begeisterung sich vereinigt haben, um es zu einem der vollkommensten zu machen, die der menschliche Geist hervorgebracht hat. Nach einem alten Spruche wird nur das Gemeine selten verkannt; das Seltene und Ungemeine dagegen hat immer etwas Verborgenes, Räthselhaftes, Geheimnißvolles an sich. So entspringen aus eben dem, worin die Vortrefflichkeit jenes Werkes liegt, Eigenthümlichkeiten, welche das Verständniß desselben erschweren.

Eine dieser Schwierigkeiten rührt her von der Anlage des Ganzen.

Worin das Wesen der Gerechtigkeit bestehe, und

die ihr inwohnende beglückende Kraft — das ist die Aufgabe.

Zur Lösung derselben werden zwey Gedankenreihen angesponnen und verflochten, deren eine bestimmt ist, die beste Seelenverfassung, die andere, die beste Staatsverfassung zu entwickeln, und zwar jene wie diese, mit ihren Abartungen. Die Seele, welche wir gewohnt sind, als Einheit zu denken, erscheint in diesem Ideengewebe als Vielheit; der Staat, den wir gewohnt sind, als Vielheit zu denken, erscheint darin als Einheit. Die Tugend, als deren Bestandtheile Weisheit, Gerechtigkeit, Geistesstärke und Besonnenheit sich unterscheiden lassen, in Wort und That auszuprägen, ist die Bestimmung der einzelnen Seele. Dieselbe hat der Staat, welcher im Großen nichts anderes ist als jene im Kleinen. Gleichwie es tyrannische, oligarchische, demokratische Staatsverfassungen giebt, die sich mehr oder weniger von der besten entfernen: so giebt es auch dergleichen unechte Seelenverfassungen. — Die innige Verschmelzung der Idee des höchsten Staatswohls und Staatswehes mit der Idee des höchsten Seelenwohls und Seelenwehes, nach welcher der Unterschied zwischen Sittenlehre und Staatslehre verschwindet — dieser das Ganze durchdringende Hauptgedanke ist es, dessen theils mangelhafte theils unrichtige Auffassung oder gar völlige Verkennung Mißdeutungen veranlaßt hat, vor denen wir uns werden zu hüten haben.

Hiezu kömmt der Umfang des Werkes und der Reichthum seines Inhalts, in welchen der Meister die Ergebnisse vieljähriger Forschungen aufgenommen hat, um die vorher einzeln und zerstreut vorgetragenen Lehren im Zusammenhange darzustellen. Man darf kaum

hoffen, sich desselben zu bemächtigen, ohne fleißig die früheren Werke zu Rathe zu ziehen, die als Vorbereitungen auf den Staat zu betrachten sind, wie die späteren als Ausflüsse desselben; wohin besonders gehören die Bücher von den Gesetzen, deren sorgfältige Betrachtung und Vergleichung in vieler Rücksicht sehr wichtig ist. Der Staat nämlich soll ein Urbild aufstellen, wogegen wir in den Gesetzen den alternden Weisen von den lichten Höhen allgemeiner Betrachtung herabsteigen sehen, und beschäftigt finden, von seinen Satzungen auszusondern, was er in Erwägung menschlicher Schwäche und Gebrechlichkeit im wirklichen Leben für anwendbar hielt, wenn es darauf ankomme, neue Staaten zu stiften, oder schon vorhandene zu bessern, und vor dem Verfalle zu schützen.

Nächstdem offenbaret sich an unserm Werke Platon's oft gepriesene und wahrhaft preiswürdige Kunst der Anordnung in ihrer Vollkommenheit, und trägt zwar viel bey, es zu verschönen, nicht aber, dem Anfänger die Einsicht in dasselbe zu erleichtern, weil die daraus entspringende Anmuth jener himmlischen Grazie verwandt ist, welche sich, um mit Winckelmann zu reden, nicht anbietet, sondern gesucht seyn will.

Dasselbe gilt von der Darstellung, welche sich, wie in dem höchst feyerlichen Eingange und dem erhabenen Mythus am Schlusse, so auch in der Mitte hervorthut durch reichen Schmuck, durch ungewöhnliche Pracht und Fülle in Bildern, Gleichnissen, Anspielungen, und durch eine Mannichfaltigkeit der Vortragsweise, wobey die Wohlredenheit abwechselnd in allen Gestalten spielet.

Der Beschaffenheit des Wortausdrucks zu erwähnen, ist kaum nöthig, da jede Zeile beweiset, mit welcher

sorgfältigen Reinlichkeit der Meister auf die Vollendung desselben hingearbeitet hat. Um so mehr haben wir Ursache, uns über die Sprachgelehrten zu beklagen, welche, statt, wie sie gesollt, bey Stiftung ihrer nun schon drey Jahrhunderte blühenden Wissenschaft dieses herrliche Werk neben den homerischen zum Mittelpuncte ihrer Bestrebungen zu machen, dasselbe, mit wenigen höchst ehrenwerthen Ausnahmen, bisher vernachlässigt haben, und Schwierigkeiten stehen gelassen, die längst hinweggeräumt seyn sollten.

Warum führe ich alles dieses an? Nicht, um euren Muth niederzuschlagen, edle Jünglinge! sondern euren Eifer zu beleben, daß ihr keine Anstrengung scheuet, um des Lohns theilhaftig zu werden, den euch die Erkennung dieses platonischen Werkes verheißt.

Es besteht derselbe darin, daß ihr gleich bey'm ersten Einschritte in die philosophische Laufbahn eurem Geiste ein Urbild einpräget, welches euch bey Beurtheilung göttlicher und menschlicher Dinge zum Maßstabe dienen könne. Allerdings lehrt die Beobachtung, daß dem noch unerfahrenen Jünglinge das Hangen an Urbildern nachtheilig werden kann, sofern es ihn nicht selten verleitet, den Werth des wirklich Bestehenden zu verkennen. Große Aufmerksamkeit verdient daher, was Marcus Aurelius sagt, Göttliches könne man nur wohl vollbringen durch Beziehung auf Menschliches, wie Menschliches durch Beziehung auf Göttliches. — Auch in dieser Rücksicht thut Platon's Werk völliges Genüge: denn das Urbild, welches er darin aufstellt, ist nicht etwas Ergrübeltes, sondern etwas auf dem eingebornen Grunde seines seligen Geistes erst Erwachsenes, nachdem er sehr viele und verschiedene Staats- und Seelen-Verfassungen,

wie sie damals bestanden, durchforscht, und sich unter ihnen vergebens nach einer umgesehen hatte, die ihn befriedigen könnte. Da er bey Bestimmung dessen, was seyn soll, nie aus dem Auge verliert, was zu seiner Zeit war: so erhält sein Werk auch großen geschichtlichen Werth. Wer in Platon's Staate einheimisch wird, gewinnt einen Standpunct, von wo aus er das ganze ehemalige Griechenleben mit seinen Künsten des Krieges und Friedens, seinen öffentlichen und häuslichen Einrichtungen, seinen Festen und Spielen, seinen heiligen und bürgerlichen Gebräuchen, seinen Priestern und Dichtern, seinen Weisen und Helden überschauen kann. Eine so klare Anschauung, wie wir hiedurch erhalten von einem vergangenen gesellschaftlichen Zustande, verhilft uns mehr als etwas anderes zur Erkenntniß des gegenwärtigen, in welchem wir selbst zu leben und zu wirken bestimmt sind. Diese aber hat deßwegen so großen Werth, weil sie das sicherste Mittel ist, uns mit den öffentlichen Lebensverhältnissen zufrieden zu stellen, sofern sie nämlich bewirkt, daß wir das wahrhaft Liebenswürdige derselben lieben lernen, und das Uebrige nicht zum Gegenstande unseres Verdrusses und Unmuths machen, sondern eines tugendhaften Eifers, um es im Wege des Berufs zu bekämpfen.

Solche Erfolge versprach sich von seinen tief geschöpften Mittheilungen der neueren Staatsweisen einer, den ich kein Bedenken trage, neben dem Platon zu nennen.

»Wenn ich machen könnte, sagt Montesquieu in der Vorrede zum Werke über den Geist der Gesetze, daß jedermann neue Ursache fände, seine Pflichten, seinen Fürsten, sein Vaterland, seine Gesetze zu lieben; daß man in jedem Lande, bey jeder Verfassung, auf

jeder Stelle, wo man sich befindet, sein Glück besser empfinden lernte: ich würde mich für der Menschen glückseligsten halten.«

»Wenn ich machen könnte, daß die, welche befehlen, ihre Kenntnisse vermehrten über das, was sie vorschreiben dürfen, und daß die, welche gehorchen, neue Antriebe fänden, zu gehorchen: ich würde mich für der Menschen glückseligsten halten.«

»Ich würde mich für der Menschen glückseligsten halten, wenn ich machen könnte, daß man sich von seinen Vorurtheilen heilete. Ich nenne Vorurtheil nicht, was da macht, daß man gewisse Dinge verkennt, sondern, was da macht, daß man sich selbst verkennt.«

Platon entwarf seinen Staat in gleicher Gesinnung und zu demselben Zwecke. Nur von uns hängt es ab, daß dieser an uns erreicht werde. Wir wollen uns dazu vorbereiten nach der Weise derer, die heiligen Stätten nicht nahen, ohne zuvor ihr Gemüth zu sammlen, und mit sich zu Rathe zu gehen, was zu ihrem Frieden diene.

In was Besserem aber könnte diese Vorbereitung bestehen als darin, daß wir uns prüfen, wie wir in Ansehung der Philosophie gesinnet sind?

Wenn jemand sagt: Um deine Bestimmung zu erreichen o Mensch! mußt du der Tugend dich befleißigen: so findet er williges Gehör, und nicht leicht wird jemand den Muth haben, ihm zu widersprechen. So tief ist dem Menschen die Achtung für das Sittliche eingeprägt; so lebendig in ihm die Ueberzeugung, daß er den Foderungen derselben gemäß handeln solle, und daß er es könne, wenn er will. Wird aber hinzugefügt:

Um deine Bestimmung zu erreichen, mußt du nicht nur der Tugend dich befleißigen, sondern auch der Wissenschaft; du mußt nicht nur streben, Gutes zu thun, sondern auch Wahrheit zu erkennen: so entstehen leicht Zweifel, ob und wie weit hiezu der Mensch das Vermögen habe.

Diese Zweifel werden gerechtfertigt durch einen Blick auf die Geschichte der Wissenschaften, deren keine außer den mathematischen mit untrüglicher Sicherheit fortschreitet, und am wenigsten die Philosophie.

Die Fragen über den Ursprung der Welt, über die oberste Ursache, welche das All vereinet, über die Verbindung der Seele mit dem Leibe, über die letzten Gründe der Erkenntniß und Gewißheit, über das an sich Wahre, Gute und Schöne, über unsere Bestimmung und die Mittel, sie zu erreichen, haben seit drittehalb tausend Jahren die tiefsten und schärfsten Denker der aufgeklärtesten Völker beschäftigt und ermüdet; und bis auf den heutigen Tag haben sich die Menschen über die Beantwortung derselben nicht vereinigen können. Von so vielen Jahrhunderten ist kaum eines vergangen, ohne neue Lehrbegriffe hervorzubringen, deren jeder sich für allgemein gültig ausgab, deren keiner allgemein geltend ward, und von denen die späteren nicht danach trachteten, die früheren zu berichtigen, zu vervollständigen, zu erweitern, sondern zu stürzen. Hat demnach Pascal recht zu sagen, die Geschichte der christlichen Kirche sey eine Geschichte der Wahrheit: so läßt sich mit noch größerem Rechte sagen, die Geschichte der Philosophie sey eine Geschichte menschlicher Irrthümer.

Verstärkt werden diese Zweifel an der Wesenhaftigkeit der Philosophie durch die Bekenntnisse Einzelner,

an welche Lessing's Worte erinnern: Tausenden gegen Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden. Ohne Zweifel meinte er solche, die ihre Forschungen damit endeten, daß sie sich über die höchsten der menschlichen Angelegenheiten unwissend bekannten; und so, um mit Johannes Müller zu reden, die Philosophie für bankbrüchig erklärten, und für unfähig, zur Befriedigung ihrer Gläubiger die schuldige Zahlung zu leisten

Wenn nun ungeachtet so vieler mißlungenen Versuche, die oben erwähnten Aufgaben zu lösen, immer neue gemacht werden: so rühret dieses von der Gewalt her, womit jene Fragen sich dem menschlichen Geiste aufdrängen, und von dem Ungestüm, womit sie ihre Beantwortung gebieterisch fodern.

Allerdings giebt es glücklich Geborne, welche diese Beantwortung unmittelbar in ihrem Herzen finden. Solcher einen wollte Schiller darstellen in der unter dem Namen — der Genius — bekannten Elegie. Zur Inschrift des hier aufgestellten Gemäldes könnten des Thomas von Kempen Worte dienen: Je mehr jemand einig ist mit sich und im Herzen einfältig geworden, desto Mehreres und Höheres versteht er ohne Mühe, weil er das Licht des Verständnisses von oben empfängt.

Wer sich in diesem Bilde erkennt, bedarf der Philosophie nicht.

Es giebt andere, deren wahrheitliebende Seele, was sie sucht, findet in der unbedingten Unterwerfung unter die Satzungen ihrer Kirche, welche entweder den Zweifel gar nicht aufkommen lassen, oder, wenn er sich meldet, nicht lösen sondern niederschlagen. Auch solche bedürfen der Philosophie nicht, wofern sie nur für sich

zu sorgen, und es nicht als ihren Beruf anzusehen haben, anderen lehrend und bildend vorzustehn. — Was uns Versammlete betrifft: wir haben einmal angefangen, über jene Gegenstände zu denken, wir werden, wir dürfen, wir können nicht wieder aufhören. Zu dem sichern Hafen des frommen Kinderglaubens, nachdem wir einmal ihn verlassen haben, zurückzukehren, ist uns nicht vergönnt; wir müssen daher trachten, das jenseitige Ufer zu gewinnen, wo, wie man uns sagt, der Baum der Erkenntniß blüht. Nur fragt sich, was wir zu thun haben, um diese Fahrt auf das schönste und beste zu vollbringen, und unser Ziel sicher zu erreichen. Unzählige Lehrgebäude der Philosophie verheißen uns hierüber Belehrung. Welches derselben wollen wir wählen? eines der allerältesten oder eines der allerneuesten? eines der abendländischen, oder eines der morgenländischen? und in diesem Falle, wollen wir uns an die Chinesen wenden oder an die Braminen? oder wollen wir uns gedulden, bis vielleicht die Weltumsegler, oder die Reisenden, welche das Innere Afrika's zu lichten unternehmen, die Insel Atlantis entdecken, das schöne Wunderland, von welchem eine noch immer nicht verklungene Sage so vieles Herrliche meldet?

Allen diesen Fragen will ich eine andere entgegensetzen, die Schiller aufwirft und zugleich beantwortet.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen?
Ich weiß nicht;
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.

Je nachdem man in diesem Denkspruche unter Philosophie eine Gesinnung versteht, oder einen Inbegriff von Lehren, erhält er einen andern Sinn. Beyde Bedeutungen zusammen fassend, gebe ich demselben folgende

Auslegung. Wenn auch keines der bisherigen philosophischen Lehrgebäude über die göttlichen und menschlichen Dinge befriedigenden Aufschluß giebt, und keines der künftigen dieses zu bewerkstelligen vermögte: so wird doch redliches und gewissenhaftes Streben nach Einsicht in dieselben bey unserm Geschlechte nie ersterben; so wird doch dieses Streben Ueberzeugungen erringen, welche im Fortschritte der Zeit sich berichtigend, vervollständigend, ergänzend, die Wißbegierde zwar nie stillen, aber auch nie ganz unbefriedigt lassen. — Inniges Verlangen nach immer zunehmender Einsicht in die höchsten menschlichen Angelegenheiten; Gewissenhaftigkeit im Urtheilen; gründliche Wissenschaftlichkeit im Forschen, die nach voller Erkenntniß der Wahrheit trachtet, mit dem Bewußtseyn sie nie erlangen zu können — das sind die Grundlagen der einen und ewigen Philosophie, welche Schiller den wechselnden Philosophieen der Zeit entgegensetzt.

Bey Bestimmung des Wesens derselben gehe ich von folgenden einfachen Grundsätzen aus:

Unwissenheit ist nur Ursache der Einschränkung unserer Erkenntniß, nicht aber des Irrthums. Dieser entspringt nicht aus der Unwissenheit sondern aus der Scheinweisheit, das ist, aus der falschen Einbildung zu wissen, was man nicht weiß. Die Scheinweisheit hat zur Quelle Ungewissenhaftigkeit im Urtheilen, welche macht, daß man zu urtheilen wagt ohne Bewußtseyn hinreichender Gründe. Die echte Weisheit hat zur Quelle Gewissenhaftigkeit im Urtheilen, welche macht, daß man Scheu trägt, zu urtheilen ohne Bewußtseyn hinreichender Gründe.

Bey'm ersten Anblicke scheint es, Gewissenhaftigkeit im Urtheilen könne nur gegen den Irrthum schützen, nicht aber zur Erkenntniß der Wahrheit führen. Wenn sich dieses auch so verhielte: sie wäre doch von unschätz-

barem Werthe, sie würde uns nämlich in diesem Falle zwar nicht zu dem grösesten aller Güter verhelfen, aber doch bewahren vor dem grösesten aller Uebel; sie würde uns zwar nicht die Einsicht gewähren, die wir wünschen müssen, aber doch vor der Täuschung sichern, die wir fliehen sollen.

Doch fehlt viel, daß der Erfolg derselben hiebey stehen bleibe.

Wie nämlich Gewissenlosigkeit im Urtheilen dadurch so verderblich wirkt, daß sie häufig nicht nur Falsches für wahr ausgiebt, sondern auch Wahres für falsch, und daß sie die Kraft der Vernunft bald zu hoch anschlägt, bald zu gering: so bewirket Gewissenhaftigkeit im Urtheilen hievon das Gegentheil. In dem Maße als sie den Zweifelgeist nährt in Ansehung des Ungewissen, stärket sie die Ueberzeugung von der Gewißheit dessen, was gewiß ist; und in dem Maße, als sie uns die Stärke der Vernunft inne werden läßt auf der einen Seite, offenbaret sie uns deren Schwäche auf der andern. So bildet sich mit ihrer Hülfe eine genaue Kunde der Beschaffenheit, und des Umfanges der drey Gebiete, auf denen die forschende Seele abwechselnd weilet, der Gebiete des Zweifels, des Wissens und des Glaubens. Indem sie jedem von den dreyen sein Recht widerfahren läßt, und jeden in seinen Schranken hält, gelingt es ihr, die beyden einander entgegengesetzten Täuschungen, deren eine aus dem Wahn entspringt, die andere aus der Grübeley, meidend, stufenweise zur Erfassung und Erschauung des höchsten Wesenhaften emporzusteigen.

Wohlan! derjenige, in welchem sich die hier geschilderte Philosophie zuerst am kenntlichsten ausgeprägt hat, ist Sokrates. Um nicht zu wiederholen, was ich in

dieser Rücksicht früher über ihn gesagt habe, will ich heute statt meiner einen andern reden lassen, dessen Worte etwas mehr bedeuten als die meinigen: »Es giebt, sagt Hemsterhuis, in der Welt nur zwey Philosophieen, in welchen die Wahrheiten zusammenhangen, und welche der Verstand nicht entadelt, nämlich die sokratische und die neutonische. Die letztgenannte jedoch, ich gestehe es, verdient kaum den Namen eines Lehrbegriffs der Philosophie, weil sie nur einen kleinen Zweig derselben umfaßt, indem sie sich einzig auf Mechanik beschränkt, soweit auf diese die Geometrie anwendbar ist. Was aber die sokratische betrifft: so gehört alles in ihr Gebiet. Sokrates allein, Sokrates, der des Menschen Gottähnlichkeit glaublich macht, verkündigte die Philosophie, während die andern nur ihre beschränkten Lehrbegriffe predigten. Er lehrte die Menschen, daß sich dieselbe in jedem gesunden Kopfe und in jedem rechtschaffenen Herzen befinde, daß sie nicht die Tochter des Verstandes oder der Einbildungskraft sey, sondern die Quelle einer allgemeinen und unzerstörlichen Glückseligkeit.«

Diesen Ausspruch führe ich um so lieber an, da mir die Worte: alles gehört in ihr Gebiet, Anlaß geben, eine Frage zu erörtern, welche die Gelehrten oft beschäftigt hat.

Bey'm Xenophon erscheint Sokrates als ein Mann des Volkes, der sich vor seines gleichen durch nichts hervorthut als durch gesunden Sinn und Schlichtheit des Urtheils; der seine Untersuchungen auf Gegenstände beschränkt, welche jedem vor den Füßen liegen; der alles nicht unmittelbar Nützliche und Anwendbare davon ausschließt, und die hierüber hinausgehenden Forschungen

als entbehrlich oder gar schädlich verwirft; der sich, so zu sagen, lauter handgreiflicher Beweise bedient, zu deren Würdigung gewöhnliche Fassungskraft genügt, welche auch hinreicht, das Farbenspiel seiner Schalkheit zu unterscheiden.

Bey'm Platon erscheint er als ein tiefer Denker, dem kein Gegenstand des Wissens fremd oder gleichgültig ist; der die Irrgewinde aller Schulweisen vor ihm unverdrossen durchwandelt hat; der mit seinen Betrachtungen Himmel und Erde umfaßt; der an Abgründen der Spähung nicht ungern verweilt; der gewohnt ist, alles Einzelne auf die höchsten Ideen zu beziehen; der dem dialektischen Zuge der Gedanken unerschrocken folgt, sorglos, wohin dieser ihn führen werde; der ohne Zurückhaltung ausspricht, was er findet, unbekümmert, ob es dem gemeinen Verstande zusage oder nicht; der in Zerlegung und Verknüpfung, im Binden und Trennen der Begriffe eine Meisterschaft offenbart, die noch von keinem übertroffen worden.

Man fragt: wer von beyden hat ihn treuer geschildert, Xenophon oder Platon? — Ich antworte unbedenklich: Beyde haben ihn gleich treu geschildert; jeder nämlich so, wie Sokrates sich ihm zeigte. Darin ja eben bestand der Hauptvorzug des unvergleichlichen Mannes, Allen Alles zu werden; eines jeden Eigenthümlichkeit zu schonen, keinem etwas ihm Fremdartiges aufzudrängen.

Was hätte es geholfen, den Xenophon, diesen zum Handeln bestimmten Mann über den Bezirk des gemeinen Lebens emporzuheben in einen andern, wo er nie einheimisch werden konnte? Nicht genützt hätte es, sondern geschadet, durch Verworrenheit des Strebens, die

es in ihm hervorgebracht haben würde. Was hätte es geholfen, den Flug, den Platon's Seele schon in der Jugend nahm, zu hemmen? Der Schwan hätte sich doch durch eigne Kraft in den überirdischen Raum singend emporgehoben, nur weniger melodisch, und vielleicht in andern Richtungen.

Indem Sokrates von seinem Innern dem einen enthüllte, was er dem andern mit weiser Zurückhaltung verbarg, ward unter seinem Einflusse jeder von beyden, was er werden sollte. Vermessen wäre, zu fragen, wer von beyden der Vortrefflichere sey, da jeder aus den ihm verliehenen Kräften gebildet hat, was tüchtige Gesinnung daraus bilden konnte, da des einen Leben wie des andern als ein schönes und hohes Muster vor uns steht, dessen Betrachtung gleicher Maßen zu dem Ausrufe begeistern kann:

O! Götter! welch ein Liebreiz hat, welch' ein Verlangen diesen ergriffen!

Es ergiebt sich aus dem Gesagten, warum Sokrates so standhaft läugnete, irgend wen etwas gelehrt zu haben, und warum er die für Verleumder erklärte, welche seine Freunde Schüler von ihm nannten. In der That! Eine Philosophie die gelehrt und gelernt werden könnte, wäre keine.

Was die Pfleger derselben, jüngere und ältere, für einander thun können, besteht nur darin, daß sie über die höchsten und würdigsten Gegenstände des Nachdenkens gegenseitig ihrer Wißbegierde immer neue Nahrung geben, daß sie sich zur tapfern und unermüdlichen Bekämpfung der Scheinweisheit in sich selbst, in anderen, in Freund und Feind, brüderlich vereinen, daß sie kein löbliches Mittel ungebraucht lassen, ihrem Geiste jene

heilsame Beweglichkeit mitzutheilen, und dabey dem Herzen jene unerschütterliche Festigkeit zu sichern, welche beyde, wenn sie verbunden sind, allein vermögen, der Uebel größeste, womit eine philosophische Seele behaftet seyn kann, abzuwehren, Wahnglauben und Grübeley.

Denkt man sich unter solchen Freunden der Wahrheit einen von entschiedener Ueberlegenheit, wissenschaftliche Unterredungen einzuleiten und zu lenken: so hat man ein Bild von des Sokrates gesprächlichem Unterrichte in der Philosophie, im Kreise von Freunden und Gegnern.

Zu bemerken ist noch, daß, da Platon in mehreren Hauptwerken sich seines Meisters nicht zum Wortführer bedient, wir vielleicht berechtigt sind, als vorzugsweise sokratisch anzusehn, was er diesem wirklich in den Mund legt. Hiedurch wird die Theilnahme für das Werk vom Staate noch erhöht, da in diesem Sokrates der leitende Genius ist.

Bey Erklärung desselben wird mein Bestreben dahin gehen, zuerst und vor allen Dingen den Hauptgedanken hervorzuheben, stets gegenwärtig zu erhalten, und stufenweise so aufzuhellen, daß sich daraus ein immer zunehmendes Licht über das Ganze und die Verbindung seiner Theile verbreite, und klar mache, wie diese in einander greifen, die späteren durch die früheren vorbereitet werden, jeder steht, wo er stehen mußte, um den beabsichtigten Eindruck zu machen; warum scheinbar Fremdartiges verknüpft, Zusammengehöriges aus einander gehalten wird, warum angesponnene Fäden bisweilen plötzlich abgerissen, und unerwartet wieder aufgenommen werden. Demnächst betrachten wir die einzelnen Theile als kleinere für sich bestehende Ganze, deren

jeder Anfang Mitte und Ende hat, und lesen, nachdem wir uns des Inhalts derselben bemächtigt haben, einzelne Abschnitte in Beziehung auf Darstellung und Wortausdruck, wobey ich nicht ermangeln werde, die sprachlichen Schwierigkeiten anzuzeigen, wenn ich auch nicht immer vermag, sie wegzuräumen, oder dieses sich ohne unverhältnißmäßigen Aufwand an Zeit nicht thun ließe.

Gelingt es mir edle Jünglinge! durch solche Behandlung des Werks eure auf das Schöne, Wahre und Gute hingerichtete Wißbegierde für das ganze Leben in viel größerem Maße zu erregen, als zu befriedigen: so wird mein Zweck erreicht.

Dritte Rede.

Marcus Aurelius Antoninus, Philosoph und römischer Kaiser,

oder

Verhältniß der Weltweisheit zur Staatsweisheit.

In lateinischer Sprache verfasset und gehalten in Bonn, zur akademischen Feyer des Geburtstages Seiner Majestät am dritten August 1820, hierauf dem Drucke übergeben. Aus der lateinischen Urschrift verdeutscht im Decemb. 1829.

Verehrte Anwesende!

Festliche Tage, deren heute der frohesten einer wiederkehrt, verlangen von verschiedenen verschiedentliche Feyer. Darum geziemt uns, auf Spiele, Tänze, Gastgebote, womit so viele tausend Menschen sich heute gütlich thun, verzichtend, zur Erholung von täglicher Arbeit, den Geist an Betrachtung erhabener Gegenstände zu erquicken; nicht zum Klange der Geigen, sondern nach der Musen süßem Getön,

in Ruh zu wiegen die Sorge,

nicht aus weingefüllten Bechern, sondern aus des Parnassus unmuthtilgenden Quellen Vergessenheit des Grames, der uns beugt, zu schlürfen.

Mir sey daher vergönnt, zur Ehre des Tages euch

etwas vorzuhalten, das über die höchsten und heiligsten Angelegenheiten reichlichen Stoff zum Denken geben könne — Platon's weltberühmte Satzung, dann erst würden die Staaten gedeihen, wenn die Philosophen Könige wären, oder die Könige Philosophen. Derer, welche diesen Spruch gelobt, sind viele; wenige, die ihn verstanden haben.

Als solcher einen scheinet der sich zu bewähren, welcher nach dem Rufe, worin er steht, die Fürsten des Erdkreises, so viele ihrer irgendwo und irgendwann gelebt haben, nicht weniger an Weisheit übertraf, als die Weisen aller Zeiten an Hoheit und Würde des Geschicks — der Oberherr des römischen Reiches, Cäsar Augustus, Marcus Aurelius Antoninus, der Philosoph. Wenn ihr verehrte Zuhörer! euch in Gedanken wen vorstellet, der durch Geistesgaben, unersättliche Wißbegierde, glühenden Haß des Irrthums, wundersame Mischung des Strengen und Milden in der Gemüthsart vor andern hervorragend, von Kindheit auf in edler Kunst und Wissenschaft trefflichst so unterrichtet worden, daß er in Einsicht, Gerechtigkeit, Geistesstärke und Maßhaltung täglich fortschreitet, bis er, seiner Brust und der Natur Geheimnisse mit unermüdlichem Eifer durchforschend, zu jener Seelenstimmung gelanget, woraus die Weisheit quillt, jene Weisheit, welche nach Kunde der göttlichen und menschlichen Dinge gleichermaßen strebend, Verstand und Willen gleichermaßen lenkend, zum richtig Denken und gut Handeln gleichermaßen antreibend, den Menschen mit sich selbst nicht minder als mit Gott und dem Nächsten befreundet — — wenn ihr, sage ich, einen so beschaffenen Geist euch in Gedanken vorstellet: so habt ihr das Bild des Philosophen, wie Platon es

ausprägt. Fragte nun jemand, wer wohl unter den Sterblichen dem platonischen Urbilde möge am nächsten gekommen seyn: so würdet ihr vielleicht nicht widersprechen, wenn man ohne Zaudern jenen kaiserlichen Philosophen nennte.

Gedenket doch nur, ich bitte, der Selbstgespräche, die er schriftlich hinterlassen hat, sind sie nicht mit Offenbarungssprüchen angefüllt, welche nicht ein Mensch, sondern durch menschlichen Mund jene alles und jedes durchdringende, das All regierende Vernunft verkündet zu haben scheint, um des Lebens Geheimnisse zu enthüllen, des Schicksals Bücher aufzurollen, die Finsternisse, die uns selber uns verbergen, zu zerstreuen; sind sie nicht angefüllt mit wahrhaft heiligen Lehren, welche kein wohlgearteter Jüngling einsaugen kann, ohne für immer lieblichen Duft der Gottseligkeit über sein ganzes Thun zu verbreiten?

Wie nun in jenen Selbstgesprächen seine Rede, so war seines ganzen Lebens Wandel. Denn, was er nur als Kaiser durch Handschreiben verfügte, oder richterlich erkannte, oder durch Verordnung gebot; was er nur in der Rathsgemeinde, auf dem Markte, in den Gerichtshöfen, auf den Schauplätzen, bey der Tafel, im Feldlager sagte oder that; sey es, daß er nach Besiegung und Vertilgung feindlicher Heere über die kräftigsten und streitbarsten Völkerschaften siegprangte, oder mit Königen Verhandlungen pflog, oder den durch Pest und Ueberschwemmung geplagten Bürgern beysprang, oder, um wegen erschöpfter Schatzkammer durch den markomannischen Krieg den Unterthanen keine außerordentliche Steuer aufzuerlegen, die kaiserlichen Kleinode, seine Prachtgefäße, die seidenen und vergoldeten Kleidungsstücke seiner

Gemahlin verkaufte, oder über des Cassius Empörung entschied, oder auf seinen Reisen vor Leuten, welche von allen Seiten, um ihn zu hören, herbeyeilten auftrat, um mit wahrhaft sokratischer Einfalt darzuthun, was zu ihrem Frieden diene — überall und immer zeigte er eine große, starke, festsinnige, gottselige, von cäsarischen Lastern unbefleckte Seele, welche nicht für sich, sondern klug für andere, bey Behandlung des Göttlichen stets Menschliches, bey Behandlung des Menschlichen stets Göttliches beachtend, das Größeste wie das Kleinste mit gleicher Liebe, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit umfing.

Verfassungsmäßig über dem Gesetze stehend, unterwarf er sich demselben freywillig, obwohl er an Regententugend so hervorragte, daß jeder ihm gern gehorchte, und die Besten nichts inniger wünschten, als daß ein solcher Mann König seyn möchte ohne Aufhören. Kein Wunder demnach, wenn er, wie erzählt wird, aller Herzen so für sich gewann, daß ihn nach Verschiedenheit der Lebensalter der eine Bruder, der andere Vater oder Sohn nannte und als solchen liebte, nach seinem Tode aber niemand ihn beweinen zu dürfen meinte, weil alle fest glaubten, Er, als ein vom Himmel Gesendeter, sey dorthin zurückgekehrt, um als Schutzgeist das Heil des römischen Volkes immerdar zu schirmen. Wie treffend also, was der niederländische Philosoph Hemsterhuis sagt, die Weisheit sey bey mittelmäßigen Menschen aufzusuchen, da, wenn ein durch Geistesgaben, Geburt und Gunst des Glücks zur höchsten Lebensstaffel Emporgehobener sie übe, der als Erscheinung eines Gottes unter den Menschen anzusehen sey.

Niemand wahrlich! war, wie ich glauben möchte, jemals würdiger als er, den Erdkreis zu beherr-

schen, weil es nie wen gab, der strenger sich selbst beherrschte.

Wohlan! dieses große und ehrwürdige Musterbild, in welchem wir die höchste dem Menschen erreichbare Weisheit mit der höchsten Macht vereiniget sehen, lasset uns andächtig betrachten, um inne zu werden, was zur Beglückung der Staaten die Philosophie vermöge.

Die, welche statt, wie Sokrates und Platon, der Staatsgüter höchstes in die Tugend der Bürger zu setzen, das öffentliche Wohl der Gemeinwesen nach der Volksmenge abmessen, nach dem Umfange und der Ergiebigkeit des Grundes und Bodens, nach der Naturschönheit der Landschaften, nach der Erweiterung der Gebietsgränzen durch glücklich geführte Kriege und Bezwingung auswärtiger Völker, nach dem Geiste einer persönliche Sicherheit gewährenden, persönliche Freyheit nicht ungebührlich beschränkenden Gesetzgebung und Verwaltung, nach der Blüthe des Ackerbaues, des Handels, der Künste und Wissenschaften, nach wachsender Fülle alles dessen, was zur Annehmlichkeit, Schmückung, Schwelgerey des Lebens gehört — solche pflegen wetteifernd zu rühmen, den glücklichsten Jahrhunderten in der Geschichte der Menschheit sey das beyzuzählen, welches Nerva eröffnet, Antonin schließt.

Den täuschenden Glanz dieses Jahrhunderts erhöhen die grausen Schreckenszeiten, die voran gingen, die grauseren, welche folgten, da, sobald Antonin von der Erde schied, das römische Reich anfing, zum Untergange, ich will nicht sagen, sich zu neigen, sondern unaufhaltsam zu stürzen. Wenn wir nämlich die von da bis auf den Constantin, mit welchem für die Menschheit eine neue höhere Ordnung der Dinge beginnt, ver-

flossenen Zeiten überdenken, was melden uns die Ueberlieferungen der römischen Geschichte?

Wir sehen auf dem Kaiserstuhle abwechselnd böse und gute Fürsten, welche der Leibwächter oder Legionen Willkühr erhob, und nach Gefallen wieder stürzte, sie mochten nun durch Lasterhaftigkeit hervorragen, welche unerträglich schien, oder durch Tugend, welche verhaßt war; wir sehen des Senats Würde je länger je mehr abnehmen, verschwinden, das Bürgerrecht durch Verleihung an die Unterthanen seinen angebornen Werth einbüßen; große, nicht dem Feinde, sondern dem Bürger furchtbare Heere, fast unaufhörliche in wechselseitigen Niederlagen schwankende Kriege, innere, auswärtige, meist gemischte, oder von wilden Horden geängstete, geplünderte, verwüstete Landschaften; das Morgenland von dreyßig Zwingherren zerrissen, selbst Italien gemißhandelt; wir sehen die alte Sittenzucht weit und breit auf Erden entkräftet, erkrankt, verfallen; die alten Gottesdienste von den meisten verlacht oder in schändlichen Aberglauben verkehrt, anderes, worin man völlig die ehemaligen Herren der Welt verkennt, jenes Geschlecht in umwallender Toga, wie der Dichter sagt, dem vom Schicksale beschieden war, zu beherrschen

des Erdreichs Völker mit Obmacht;
zu gebieten
Anordnung des Friedens,
Demuthvoller zu schonen, und Trotzige nieder zu kämpfen.

Aber in eben diesem so schleunigen, so gräßlichen, so entsetzlichen Uebergange des römischen Reiches aus dem blühendsten Zustande in den elendesten könnte jemand

Grund finden, den Antonin, und in seiner Person die Philosophie anzuklagen, wenn er spräche:

Staaten seyen nicht auf bestimmte Jahresräume beschränkte, sondern immerwährende, unsterbliche, ewige Gesellschaften, welche nicht allein Zeitgenossen mit den nächsten Vorfahren und Nachkommen umfassen, sondern unendliche Reihen zahlloser, von Jahrhundert zu Jahrhundert sich folgender Geschlechter; nicht demnach sey glücklich zu preisen der, dessen Wohlfahrt von eines einzigen wenn gleich noch so trefflichen Menschen zerbrechlicher, hinfälliger, vergänglicher Tugend abhange, sondern nur der, welcher des Heils nie versiegende Quelle in sich selber trage, das ist, in Einrichtungen, Gesetzen und Sitten, welche die Kräfte desselben so mischen und wechselseitig mäßigen, daß er gleich einem rüstigen Körper entweder überhaupt nicht sieche, oder doch von etwaiger Erkrankung schnell genese; freylich sey ein guter Fürst der, welcher seine Herrschaft zur Schirmung der Gerechtigkeit, so lange er lebe, brauche, ein viel besserer jedoch der, welcher die Gerechtigkeit mit einer Macht bekleide, wodurch sie selber sich auf immer schützen könne; deß etwas habe Antonin nicht nur nichts gethan, vielmehr das Gegentheil, da er seinem Sohne Commodus so früh Cäsarenrang, Priesterthum, Feldherrnwürde, Theilnahme am Siegesprunke und Consulamt verlieh, ja ihn auch zum Nachfolger ernannte, den Commodus, jenen heillosen und verruchten Bösewicht, welcher schon im zwölften Lebensjahre eine Probe verabscheuungswürdiger Schändlichkeit gab, als Vorzeichen, er werde einst den Domitian an Wuth, den Nero an Unzucht überbieten; freylich habe Antonin bey Lebzeiten um das gemeine Wesen sich bestens verdient gemacht, doch nicht

mehr, als ohne Hülfe der Philosophie Nerva, Trajan, Hadrian, Antonin der Fromme, schlechtest aber durch Ernennung eines solchen Nachfolgers; er selber habe dieses ohne Zweifel, leider nur zu spät, erkannt, da er ja bey herannahendem Tode von seinem Sohne lauter Schlimmes ahnend, die letzten Lebenstage, von Gram überwältiget, in tiefer Schwermuth zugebracht, ja in eben der Rede, wodurch er sterbend den Commodus seinen Freunden empfahl, plötzlich verstummend, mit verhülltem Haupte sprachlos dagelegen habe, bis er am folgenden Tage verschied; aus diesem allen erscheine, wie viel daran fehle, daß die Philosophie zur Beglückung der Staaten genüge, da sie den weisesten der Fürsten nicht davor bewahren können, der Nachwelt unsägliches Wehe zu bereiten.

Welchen Eindruck diese Vorwürfe auf euch machen, verehrte Anwesende! weiß ich nicht, auf mich machen sie, offenherzig zu reden, einen sehr tiefen, da ich nichts habe, sie zu mildern, vieles finde, sie zu verstärken.

Nichts ja vermag, wie zur Erhaltung und Erhöhung, so zur Minderung und Untergrabung des öffentlichen Wohls mehr, als die über den Gottesdienst im Staate anerkannten Meinungen, Lehren, Satzungen, Gebräuche.

Daß nun alles hierauf Bezügliche in eben dem Jahrhunderte, welches als das glücklichste gepriesen wird, bey den Römern in völligem Verfalle gewesen sey, weiß jedermann. Denn da in den alten Religionen Wahres und Falsches wundersam gemischt war, gab es damals viele, welche mit dem Falschen das Wahre abläugneten, andere, welche das Wahre verkennend, nach dem Fal-

schen griffen, unzählige, die, was in göttlichen Dingen zu verwerfen und zu meiden sey, wohl wußten, nicht aber, was zu erwählen und zu befolgen. Demnach fehlte es, worohne die Gesetze nichts vermögen, es fehlte an strenger Sittenzucht, um der Mächtigen zügellose Lüste zu bändigen, die Niederen aufzurichten, allen zur Lebensführerin zu dienen.

Was nun zur zeitgemäßen Herstellung der Sittenzucht segensreiche Hülfe darbot, größere verhieß, war die christliche Religion, zur selbigen Zeit durch Gottes Gnade der geplagten Menschheit verliehen, um die Herzen der Sterblichen dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe zu öffnen, jenen himmlischen Tugenden, außer welchen es nichts giebt, was die Sehnsucht eines menschlichen Herzens stillen, was menschliches Leben, öffentliches und häusliches wahrhaft und völlig beglücken könne. Diese Religion, welche, obwohl bedrückt, sich weit und breit heimlich fortgepflanzt hatte, erstlich zu beachten, dann zu ergründen, hierauf aus dem Staube zu heben, endlich zur Grundlage einer neuen Erbauung des öffentlichen Heils zu machen — dieses, worüber hinaus Größeres, Erhabeneres, Heiligeres sich nicht denken läßt — sehet da das Werk, sehet da das Geschäft, welches die göttliche Vorsehung, oder, um in der Sprache der Stoiker zu reden, das Geschick dem Antonin anvertrauet, zu dessen Vollziehung es ihn mit den größesten Gaben, wie des Geistes so des Glücks, versehen hatte.

Wie nun hat er dem Vaterlande, dem Gemeinwesen, der Mitwelt und der Nachwelt — die Geschichte, der Zeiten Zeugin, der Könige Richterin, sie fragt dich, Oberherr des Erdkreises, Cäsar Augustus, Mar-

cus Aurelius Antoninus, kaiserlicher Philosoph, wie du dem Menschengeschlechte diese deine Schuld bezahlet habest. Hierüber wissen wir Erzählungswerthes von ihm nur so viel, daß er die Christen als Philosoph verachtete, als Fürst strafte. Also hat die christliche Religion, durch deren Hülfe allein Rom's gesunkene Sache sich wieder aufrichten ließ, als Philosoph verachtet? also hat die Bekenner derselben, welche des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe heiliges Feuer nährend, göttlicher Wahrheit Licht und Lebenskraft rings umher in die Seelen ergossen, als Fürst gestraft? also hat das neue aus den Trümmern des irdischen glorreich emporsteigende Reich Gottes, als Philosoph und Fürst, bekämpft Er, in dessen Selbstgesprächen wir Folgendes lesen?

»Alles geliebet mir, was dir wohlgeliebig ist, o Welt! Nichts kömmt mir zu früh, nichts zu spät, was dir zeitgemäß. Jegliches ist mir Segen, was deine Monden bringen o Natur! Aus dir alles, in dir alles, zu dir alles. Jener spricht: Geliebte Cecropsstadt, und du willst nicht sprechen: o geliebte Gottesstadt!«

Vergleichen wir diese Worte Antonin's mit seinem Verfahren gegen die Christen: wer ist wohl unter uns, den nicht ein heiliger Schauder anwandele, der weisesten und gottseligsten Männer einen in solcher Verblendung befangen zu sehen, daß er sein Leben lang nicht inne ward, was er auf Gottes Geheiß seyn solle, welche Stelle in der Welt er einnehme? Wer ist unter uns, der nicht vor solchen und so großen Drangsalen und Verdüsterungen des Lebens erbangend, an sich selbst verzweifele, über das Höchste, was es giebt, dem schmählichsten Irrwahn zu entrinnen?

Doch sollen wir nicht verzweifeln, wir sollen nicht, wie Lucrez, ausrufen:

O! unselige Geister, o! verblendete Herzen der Menschen!

sondern vielmehr mit dem homerischen Helden:

Vater Zeus, o errett' aus der dunkelen Nacht die Achaier,
Schaff' uns Heitre des Tags, und gieb, mit den Augen zu schauen!

— — Nunmehr wende sich die Rede anderwärts hin, um Froherem zu begegnen.

Wenn das Geschick den Weisen des Alterthums gestattete, auf die Erde zurückzukehren, und unsere öffentlichen Angelegenheiten in Augenschein zu nehmen: so würde ohne Zweifel dreyerley vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit erregen; zuerst jene anbetungswürdige Anstalt der christlichen Kirche, um unzählige auf dem Erdboden weit und breit zerstreuete Menschen jedes Volkes und Standes brüderlich zu verknüpfen, und in eine Gemeinde zu versammeln, durch heilsamste Lehren und erbaulichste Gebräuche, welche, was einem gottverwandten und unsterblichen Geiste zum wahren Frieden dienet, in so helles Licht stellen, daß weder von dem Vorwitze der Afterweisen, noch von den Faseleyen der Schwärmer, noch von den Mißdeutungen eigensüchtiger Priester, noch von der Rednerey fader Kanzelschwätzer unheilbare Verdunkelung desselben jemals zu befürchten ist; demnächst jener europäische Staatenverein, kraft dessen so viele unabhängige und selbständige Gemeinwesen zur wechselseitigen Schützung, Hülfe und Beschränkung je länger je mehr dergestalt verflochten worden, daß Vertilgungskriege unter ihnen unerhört sind, daß, wenn sie zur Schlichtung entstandener Streitigkeiten die

Waffen ergreifen, selbst unter dem Geräusche dieser die Gesetze nicht schweigen, daß bey der innigen und vielseitigen Verbindung unter einander durch Gemeinsamkeit der Bildung, der Sitten, des sprachlichen Verkehrs, durch Handel, Betriebsamkeit, Gastfreundschaft, bey keinem in Kunst und Wissenschaft etwas Tüchtiges erfunden, entdeckt, ersonnen wird, ohne sofort zur Kunde aller übrigen zu gelangen, und von jedem in seinen Nutzen verwendet werden zu können; endlich jene in so vielen dieser Staaten nach dem Muster der brittischen schon vorhandene oder sich bildende Verfassung, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß die höchste Gewalt dreyfach geschieden, theils in einem Erbfürsten ruhet, der von unerreichbarer und unverletzlicher Hoheit für seine Person, die Regierung durch streng verantwortliche Diener vollzieht, theils in den Häuptern des Adels als lebenslänglichen Rathgebern, deren Würde nach dem Rechte der Erstgeburt sich vererbt, theils in Gemeindeversammlungen, wo das Volk erscheint, nicht in Gesammtheit, sondern durch gesetzlich von Zeit zu Zeit gewählte Stellvertreter.

Eine Staatsverfassung, welche wie diese, der alleinherrschaftlichen, adelsmächtigen und volksgewaltigen Vortheile vereinigt, und ihre Nachtheile verhütet, scheinbar Unverträgliches, Fürstenmacht und Bürgermacht, mischt, und die Festigkeit, ohne welche kein Staat dauern, mit der Beweglichkeit, ohne welche sich kein Staat vervollkommnen kann, glücklichst verbindet, eine solche zu ersinnen, haben Platon und Aristoteles ihr Leben lang sich umsonst bemüht. Von gesellschaftlichen Einrichtungen aber wie die christliche Kirche, und das aus so vielen Staaten zusammen-

gesetzte europäische Gemeinwesen haben sie nicht einmal Ahnung gehabt.

Wenn sie nun, nach gewonnener Einsicht in diese Dinge, von Freude und Bewunderung hingerissen, fragten, wer doch die wären, welche dem Menschengeschlechte so große Wohlthaten erwiesen haben: so dienete zur Antwort: die Kirche sey entstanden, gewachsen, vollendet zum Verdrusse und mit Widerstreben der Philosophen; das europäische Gemeinwesen habe sich allmählich gebildet, und schon Jahrhunderte geblühet, ehe der Philosophen einer es erkannt und zu würdigen gewußt habe; von jener künstlich gemischten Staatsverfassung aber sey der Ursprung bey den rohen Deutschen zu suchen, in den hercynischen Wäldern.

Wie also? wenn das Vortrefflichste, was es giebt, um menschliches Leben zu ordnen und zu zieren, uns ohne Hülfe der Philosophie zu Theil geworden; wenn eben diese weder Einzelne vor den unseligsten Irrthümern noch die Gemeinwesen vor den größesten Uebeln bewahren kann: leuchtet dann nicht ein, daß die öffentliche Wohlfahrt schlecht berathen wäre, wenn es nicht außer der Philosophie etwas anderes gäbe, wohin wir fliehen, von wo wir Hülfe hoffen könnten? leuchtet nicht ein, es walte etwas über die menschlichen Dinge, welches die Weisheit der Weisen zu nichte macht, und den Verstand der Verständigen verwirft?

Niemand sahe dieses klarer ein als Platon, den man fälschlich beschuldigt, der Philosophie zu vieles eingeräumt zu haben, als ob, was er von dem vollendeten Weisen, wie nie einer aufgestanden ist, nie einer aufstehen wird, er selber nicht war, aussagt, von denen gölte, welche man gemeinhin Philosophen zu nennen pflegt.

Wer über das eigentliche Verhältniß der Welt- und Staats-Weisheit Platon's wahre Meinung erforschen will, schlage sein Werk über die Gesetze auf. Dieses enthält die Ergebnisse seines lebenslänglichen Nachdenkens, bey denen er als Greis Befriedigung fand. Was nun geht aus diesen Ergebnissen hervor? Wohl zu merken dieses: Die dem Menschen erreichbare Philosophie ist zur Beglückung der Staaten nöthig, aber nicht genügend; daher soll sie an Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten Theil nehmen, als Rathgeberin, der man Gehör schuldig ist, aber nicht als Gebieterin, der man unbedingten Gehorsam zu leisten, deren Aussprüche man vielmehr zu beschränken hat durch das Ansehen der heiligen Ueberlieferungen und bewährter Zeugnisse der Geschichte und Erfahrung.

— Da nun, oder, um bescheidener zu sprechen, Wenn Platon dieses mit Recht behauptet: so lasset uns die Einsicht unserer Ahnen preisen, welche jenes Verhältniß im Sinne des Fürsten der Weisen bestens geregelt haben.

Denn wie man bey uns weit entfernt ist, in Anordnung der kirchlichen Dinge, in Geschäften des Krieges und Friedens der Philosophie den Vorsitz einzuräumen, so behauptet sie doch auf der andern Seite in den öffentlichen Berathungen eine sehr ansehnliche Stelle als Beysitzerin, welche berechtigt und verpflichtet ist, über alles und jedes, das Größeste und Kleinste, ihre Stimme freymüthig abzugeben.

Statt nämlich, daß bey Griechen und Römern Staats- und Geschäfts-Männer durch Gelehrsamkeit und Schulweisheit den Machthabern verdächtig und verhaßt wurden, bestehen bey uns Gesetze, kraft deren zu

den höheren öffentlichen Aemtern niemand gelangen kann, ohne über seine wissenschaftliche und namentlich philosophische Ausbildung durch rechtskräftige Zeugnisse sich auszuweisen.

Statt, daß bey eben jenen Völkern ein Volksschluß, eine Senatsverfügung, ein kaiserlicher Befehl hinreichte, die Lehrer der Weisheit zu verjagen, und in das Elend zu verstoßen, haben dagegen bey uns Philosophie und edele Kunst feste, auf tiefen Grundlagen ruhende Wohnsitze, welche zu zerstören keine menschliche Gewalt vermag, wenn auch zu dem Ende, (was aber nur für möglich zu halten Frevel wäre) sämmtliche Machthaber Europa's sich verschwören.

Die nun in diese Heiligthümer sich zurückziehen, um der Erforschung, Mittheilung und Darstellung des Wahren und Schönen, und der Unterweisung der Jugend ihr Leben zu weihen, wahrlich sie besitzen, nicht zwar als Volksführer aber als Seelenlenker ein Gewicht, wodurch sie im Gemeinwesen nicht wenig vermögen: denn es wohnet, meine Zuhörer, es wohnet beredsamer Weisheit eine wahrhaft göttliche Kraft bey, welche die Herzen der Menschen ergreift. Ja! »tiefgefühlte Wahrheit, wie jener sagt, tiefgefühlte Wahrheit, sie redet eine gebietende Sprache.«

Wie sehr demnach würden die von mir erwähnten Weisen des Alterthums auch diese herrlichen Anstalten bewundern! Und wenn sie heute unter uns wären, meinet ihr nicht, daß sie von dieser neu gestifteten unsrigen lauter Gutes und Frohes weissagen, daß sie uns glücklich preisen würden, Unterthanen eines Königs zu seyn, der sich als edler Kunst und Wissenschaft hohen

Gönner und glorreichen Schutzherrn mit so großer Freygebigkeit standhaft bewährt hat?

Wollte ich, was von dieser Seite die durch außerordentliche Glückswechsel ewig denkwürdige Regierung unseres Königs verherrlicht, aufzählen: so könnte ich nur allgemein Bekanntes melden. Demnach sey vergönnt, nur dieß eine zu bemerken: Was unser allergnädigster Herr für edle Kunst und Wissenschaft gethan, das hat er aus eigenem Antriebe gethan, in Folge seines königlichen Sinnes; was aber so großherzigen Bestrebungen hemmend in den Weg treten zu wollen schien, ich meine die jüngst erlassenen strengen Beschlüsse und Verordnungen des deutschen Bundestages gegen die Gelehrten, diesen ist der gerechte König zwar beygetreten, aber gewiß nur ungern, nur genöthigt durch zwingende Umstände, welche die Pfleger der Wissenschaft, Lehrende und Lernende zu verunglimpfen, scheinbare Gründe genug darboten.

Wenn wir nun hiebey die Lage der Sachen scharf in das Auge fassen, und unparteyisch erwägen: so finden wir darin gewiß nichts, worüber wir uns höchlich zu verwundern oder mehr als billig zu grämen haben, da zumal das Herbe der ergriffenen Maßregel schon anfängt sich zu mildern, bald völlig verschwinden wird, wenn nur die Betheiligten ihre Sache wacker führen, das will sagen: wenn nur Deutschlands Gelehrte einmüthig aus allen Kräften trachten, durch Unsträflichkeit des Wandels die Reinheit ihres Rufes herzustellen, so, daß sie ihren Widersachern nicht Zorn und Unmuth, sondern Milde und Würde entgegensetzen, daß sie im Vortrage ihrer Ueberzeugungen über öffentliche Angelegenheiten jene bäurische Unge-

schlissenheit meiden, welche die Herzen der Machthaber erbittert, und sich gegen eben diese aller Schmeicheley enthalten, als welche ihre Sitten zu verderben pflegt; daß sie in Beurtheilung staatsbürgerlicher Verhältnisse sich vor Leichtsinn nicht nur selbst hüten, sondern auch die, welche billige Foderungen der Völker oder weise Anordnungen der Fürsten gehässig auslegend, darauf ausgehen, den Samen der Zwietracht auszustreuen, nicht dulden, sondern nach Umständen öffentlich oder sonderlich zu beschämen und zu entlarven, keine Worte sparen; übrigens im Geleite eines guten Gewissens ihre Laufbahn standhaft verfolgen, um den Wechsel menschlicher Dinge unbekümmert, und nicht verzweifelnd, einst noch den Tag zu sehen, an welchem die Erinnerung auch dieser Dinge freuen wird.

Zur Beeiferung um diese Tugenden, so weit sie eurem Alter und Verhältnisse zusagen, ermahne ich dringend euch Genossen, edle Jünglinge!

Nichts sich bewußt zu seyn, vor keinerley Schuld zu erblassen

— das stehe als ehernes Bollwerk da, unter dessen Schirmdache ihr euren Bestrebungen emsig oblieget, nach nichts geizend als nach wahrem Lobe.

Zur Ermunterung edelen Eifers werden von nun an jährlich, und sind schon für dieses Jahr euch aus allen Fächern der Gelehrsamkeit Fragen gestellt, welche euch Gelegenheit darbieten, von eurem Fleiße Proben zu geben und Früchte zu ärndten.

Nicht allein von denen, welche zu diesen ehrenhaften Wettkämpfen in Kunst und Wissenschaft auf den Platz treten werden, und vielleicht die Freude haben, im nächsten Jahre bey wiederkehrender Feyer des Tages

als Sieger ihre Namen an dieser Stätte ausrufen zu hören, sondern von euch allen lauter Gutes und Treffliches weissagend, will ich nunmehr dem heutigen Tage die ihm gebührende Huldigung darbringen.

Wohlan! Zu Preußen's, Deutschlands, Europa's Heile gereiche, was ich in unser aller Namen ausspreche, mit vaterländischer Inbrunst flehend, daß Ihn, dessen Geburt von dem Gestade an, welches den Bernstein erzeugt, bis zu der Mosel lieblichen Ufern unzählige Menschen heute mit uns feyern, Ihn, ahnlicher Könige herrlichsten, unter fünf Häuptern der Fürsten Europa's hell leuchtenden Sproß, des deutschen Bundes glänzende Zier, der Preußen Schirm und edelsten Stolz, des Rheines mächtigen zuverlässigen Hüter, dieser Lehranstalt huldreichen Stifter und Pfleger, Ihn, den Vater des Vaterlandes, Gott segnen möge. Den König segne Gott! Gott segne den König immerdar gnädiglich!

Vierte Rede.

Ueber die Mittel, den staatsverderblichen Richtungen der Zeit bey der Schuljugend entgegenzuwirken

Gehalten

in dem Gymnasium zu Bonn den fünften Januar 1825, bey Gelegenheit einer Schulfeyerlichkeit.

Feyerlichkeiten, wie die heutige, pflegten ehedem nur frohe Empfindungen zu erwecken, welche auch den Redenden in der Wahl und Behandlung seines Stoffes leiteten. Jetzo geben sie der Freude eine Beymischung von Trauer über das Unglück der Zeit, welches gegen die öffentlichen Schulen mit Mißtrauen diejenigen erfüllt hat, denen diese Anstalten als ihren Stiftern, Schützern und Pflegern, Daseyn, Wachsthum und Gedeihen verdanken.

Was jedoch in gegenwärtiger Stunde diese Trauer mildert, ist das Bewußtseyn, daß unser Gymnasium sich bisher rein erhalten hat von dem Verdachte der Theilnahme an gesetzwidrigen Bestrebungen; und die Zuversicht, daß die Lehrer desselben ihren Eifer von nun an

verdoppeln werden, Gesinnungen in ihren Zöglingen zu befestigen, wodurch diese immer stärkere Antriebe bekommen, ihr Vaterland und ihren Fürsten zu lieben, und welche Stelle sie dereinst im Staate einnehmen mögen, ihr Glück gerecht zu würdigen.

Dieses, verehrte Herren Director und Lehrer des Gymnasiums, sage ich in Erinnerung unserer neulichen Zusammenkunft, in der wir die Mittel in Erwägung zogen, bey der uns anvertrauten Jugend den staatsverderblichen Richtungen der Zeit entgegenzuwirken. Unsere wechselseitigen Mittheilungen haben mir reichlichen Stoff zum Nachdenken gegeben. Diesen habe ich geordnet und zum Inhalte meiner Rede gewählt, um denen, welche durch ihre Gegenwart Theilnahme an unserer Anstalt beweisen, darzuthun, welche Grundsätze uns in gedachter Beziehung leiten. Ein solches Vorhaben werden Sie nicht mißbilligen, da in der That die Sachen jetzo auf einen Punct gekommen sind, daß für den rechtlichen Mann rücksichtlose Offenherzigkeit das einzige Mittel bleibt, die Würde persönlicher Selbständigkeit zu behaupten.

Der Grundgedanke, von welchem wir in Behandlung dieser Angelegenheit ausgehen, ist, daß Anstalten wie unser Gymnasium bestimmt sind, die Jugend nicht allein zu unterrichten, sondern auch zu erziehen, daß ihnen also obliegt, den Zöglingen außer Kenntnissen und Fertigkeiten, auch Gesinnungen mitzutheilen, die sie tüchtig machen für ihren dereinstigen Beruf, und zwar nicht nur für den allgemeinen menschlichen oder kirchlichen, sondern auch für den bürgerlichen.

Echten Bürgersinns Wurzel ist Ehrfurcht für die Heiligkeit des Staats. Diese suchen wir den jugendlichen Gemüthern einzuprägen, indem wir in Worten

und Werken mit gewissenhafter Sorge alles meiden, was jene verletzen könnte, demnach von bestehenden Einrichtungen und obrigkeitlichen Anordnungen nie anders als mit gebührender Achtung sprechen, und unsere Freymüthigkeit stets durch geziemende Bescheidenheit mäßigen. Verletzung des Anstandes in Aeußerungen über öffentliche Angelegenheiten und Personen verdient nach unserer Meinung viel schärfere Rüge als in Sachen des gemeinen Lebens, wo ihr doch bey Wohlerzogenen der Vorwurf der Rohheit und Sittenlosigkeit anhaftet. Bey einem Menschen herrschend gewordene und vorlaut murrende Unzufriedenheit über seine bürgerlichen Verhältnisse ist in unsern Augen das Zeichen einer pöbelhaften Denkart, einer schwachen, feigen und verwahrloseten Seele. Um hievon dem Zöglinge Anschauung zu geben, kann trefflich jener homerische Thersites dienen, in welchem der Dichter die frechen Fürstenlästerer einer allgemeinen und ewigen Verachtung preiß gegeben hat. Schon die Natur hatte diesen Thersites als ein verworfenes Geschöpf bezeichnet. Dem entsprach sein Inneres, da das Herz ihm mit vielen und thörichten Worten erfüllt war, die er bey jeder Gelegenheit ohne Maß, Ziel und Ordnung hervorsprudelte, um zu schmähen, was an Macht und Ansehen hervorragte. Dem Achilles warf er Feigheit vor, und dem Agamemnon Habgier. Allen Rechtlichen war er verhaßt, keinem mehr als dem Odysseus, der ihn einst, als er es gar zu thöricht betrieb, so ablohnte, daß er heulend und schreyend sich davon machte, ohne je wieder zum Vorschein zu kommen.

Aber was für eine Anstalt ist denn der Staat, für den unser Zögling nicht geringere Ehrfurcht hegen soll, als für die Kirche? Des Staates Zweck, sagt man, ist

höchst mögliche Beförderung des Gemeinwohls. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Erklärung einer vernünftigen und probehaltigen Auslegung fähig ist; aber eben so wenig, daß sie, mißverstanden, Quelle verderblicher Irrthümer werden muß. Wenige Menschen nämlich vermögen, sich zu der Idee einer Gemeinschaft zu erheben. Die meisten machen also jener Erklärung zu Folge ihr persönliches Wohl zum Maßstabe des gemeinen, und jeder von diesen betrachtet nun den Staat als eine Anstalt, die einzig dazu da ist, ihn in allem dem zu fördern, was er, bisweilen mit Recht, öfter noch mit Unrecht, als Bestandtheil seines Wohlergehens ansieht. Hieraus entspringen jene übertriebenen, jene widersprechenden, jene zum Theil ungereimten Ansprüche an den Staat, deren Befriedigung unmöglich ist, und deren Nichtbefriedigung bey der unerfahrenen Menge öffentlicher Unzufriedenheit Nahrung giebt.

Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit; so wird euch alles andere von selbst zufallen, sagt das Evangelium.

Da der Begriff der Gerechtigkeit an sich viel fester ist als der Glückseligkeit; da er auch in jugendlichen Gemüthern eine viel größere Klarheit und Lebendigkeit hat als dieser: so lasset uns den Zögling gewöhnen, sich den Staat vorzustellen als eine Anstalt, welche bestimmt ist, die Gerechtigkeit unter den Menschen herrschend zu machen, durch Einrichtungen, die darauf abzielen, daß jeder in den Stand gesetzt werde, so weit es ohne Beeinträchtigung anderer geschehen kann, seine Kräfte der Seele und des Leibes frey zu entwickeln, und zur Erreichung erlaubter oder gebotener Zwecke anzuwenden; daß demnächst jeder geschützt werde bey seinen Rechten und Gütern,

den erworbenen wie den ursprünglichen, den veräußerlichen, wie den unveräußerlichen; und endlich, daß jeder möglichst kräftige Antriebe erhalte, seine Pflichten zu erfüllen, die bedingten wie die unbedingten, die allgemeinen wie die besonderen, um solchergestalt in friedlichem und freundlichem Verkehr mit seinen Nachbaren ein ehrbares und gottseliges Leben zu führen.

Unermeßlich sind die vieltausendjährigen Anstrengungen, welche die Menschen aufgeboten haben, einen solchen Zustand zu bewerkstelligen; mannichfaltig die Mittel, die man hiezu in Anwendung brachte. — So haben sich die verschiedenen Staats- und Regierungs-Verfassungen gebildet, deren jede bey eigenthümlichen Mängeln eigenthümliche Vorzüge besitzt, und deren keine als die schlechthin beste zu preisen ist, da, was alle sollen, völlig niemal und nirgend geleistet wird, etwas davon immer und überall, mehr oder weniger, dann und wann, hier und dort.

Hieraus folgt, daß jener beschriebene Zustand der Gerechtigkeit nicht der Weg ist, auf dem die Menschen wandeln sollen, sondern das Ziel, nach dem sie ihren Weg zu richten haben, um sich ihm stets zu nähern, ohne es doch je erreichen zu können.

Eingedenk demnach, daß zu Folge der allgemeinen Gebrechlichkeit, wovon nichts Menschliches ausgenommen ist, Vollkommenes auf Erden nicht gedeihen könne, benutzen wir den Unterricht in der Geschichte, Erd-, und Völker-Kunde, um frühzeitig des Zöglings Aufmerksamkeit hinzulenken auf das wundersame Gemisch von Gutem und Schlimmen, was sich überall und immer in den gesellschaftlichen Zuständen befunden hat, seitdem es Staaten giebt, und so den Blick für das Eigenthümliche

in seinen bürgerlichen Verhältnissen zu schärfen, auf daß er das Preiswürdige derselben kennen und lieben lerne, das andere aber nicht zum Gegenstande des Unmuths mache, sondern eines tugendhaften Eifers, um es, wenn er vermag, zu bessern, wo nicht, mit Geduld und Anstand zu tragen.

Tugendhaft ist jener Eifer und wohlthätig wirkt er nur dann, wenn er sich in den gesetzlichen Schranken hält; lasterhaft ist er, und unvermeidlich wirkt er zerstörend, wenn er nach andern Verdiensten um das Gemeinwesen trachtet, als welche sich auf dem Wege des amtlichen Berufes erwerben lassen, oder durch Verbesserung der Sitten.

Wer also das Vaterland wahrhaft im Herzen trägt, dem kann es unter keinen Umständen an vaterländischer Wirksamkeit fehlen, und unter allen Umständen wird ein solcher Verwirrung und Zerrüttung des Vaterlandes als der Uebel, und Mitwirkung dazu, als der Verbrechen größestes verabscheuen.

Einleuchtend also, was Platon sagt: »Nie darf der rechtschaffene Mann dem Staate Gewalt anthun, um die Verfassung zu ändern, wenn diese sich ohne Verbannungen und Blutvergießen nicht bessern läßt, sondern er muß bey solcher Bewandniß in stiller Zurückgezogenheit lebend, sich begnügen, für sein und des Staates Heil zu beten.« So sagt Platon.

Aber wie? Wenn Abgeschiedenen einige Theilnahme verbleibt an menschlichen Dingen, und wir vermuthen dürfen, daß Platon's seliger Geist von den Lichthöhen, auf denen er wandelt, heute oder morgen herniederschauet auf das Land seiner Väter: wird er mißbilligen, was jetzo dort geschieht? wird er die Nachkommen seiner ehe-

maligen Landesleute, die Sprößlinge so vieler Helden und Weisen schelten wegen dessen, was sie thun? wird er sie ermahnen, für ihren Sultan zu beten, statt gegen ihn zu fechten? Nein, sofern er urtheilen wird, daß es dort nicht darauf ankömmt, einen vorhandenen gesetzlichen Zustand zu bessern, sondern einen nicht vorhandenen zu gründen; daß Menschen, denen ihre Unterdrücker keine Rechte zugestehen, gegen diese keine Pflichten haben; daß ein Volk nie in seine Versklavung willigen darf, folglich durch das Gebot der Selbsterhaltung verpflichtet wird, ein unerträglich gewordenes Joch abzuschütteln, und zwar, wenn es nicht anders seyn kann, durch Kampf auf Leben und Tod.

Ich erwähne dieses Ereignisses absichtlich deßwegen, weil eine gründliche Beurtheilung desselben und ähnlicher in der Geschichte vonnöthen ist, um das Blendwerk zu zerstreuen, wodurch manche darauf ausgehen, in den wichtigsten Dingen die Begriffe heillos zu verwirren, indem sie nämlich frevelhafte Empörung beschönigen als Aufstand der Nothwehr, und hiedurch die Gegner reizen, Aufstand der Nothwehr zu lästern als frevelhafte Empörung.

So viel von den Mitteln, die wir meines Erachtens anzuwenden haben, um einem unreinen, wilden, verbrecherischen Eifer für die öffentlichen Angelegenheiten die Herzen der Zöglinge zu verschließen, einem lauteren, rechtlichen, großmüthigen die Herzen der Zöglinge zu eröffnen. In dem Maße als dieses gelingt, wird es leicht, ihnen das Verständniß aufzuthun, über den Staat, welchem sie angehören als einen, der mit den wohlberufensten aller Zeiten eine Vergleichung nicht scheuen darf.

Allerdings! Die Kunst der Menschenregierung galt von jeher für aller Künste schwerste; sie war es vielleicht nie mehr als heut zu Tage, und in einem Königreiche, dessen eigenthümliche Lage von ihm fodert, rastlos seine Thätigkeit vielwärts zu wenden.

Den Geist, in welchem eine solche Regierung handelt, aufzufassen, ist nicht die Sache des Knaben oder des Jünglings, sondern des Mannes, auch nicht des ersten des besten, sondern eines in Schätzung menschlicher Dinge überhaupt bewährten, und außerdem der Geschäfte kundigen.

Gleichwohl bietet unsere Regierung eine Seite dar, deren Betrachtung über die Grundsätze, wodurch sie sich in ihrem Thun und Lassen leiten läßt, auch den Einfältigsten belehren kann.

Von jeher nämlich, besonders aber seit drey Menschenaltern ist es die Geistesbildung der Unterthanen, für welche unsere Fürsten und ihre obersten Diener die vorzüglichste Sorge tragen, und zwar nicht etwa nur so, wie vor Zeiten in Alexandrien unter den Ptolemäern geschah, oder unter dem Augustus in Rom, oder später in dem benachbarten Frankreich unter dem vierzehnten Ludwig, sondern auch, und vornehmlich so, daß jene Bildung das Mark des Volkes durchdringe. Dieses Ziel ist insonderheit seit einem Vierteljahrhundert, nach dem Willen Seiner jetzt regierenden Majestät, bey allem Wechsel der Ereignisse mit einer Standhaftigkeit verfolgt worden, daß klar am Tage liegt: der König sieht stete Annäherung zu demselben als wesentlichen Bestandtheil seines Regentenberufs an; er setzet seinen Stolz darein, über Gutwillige und Freydenkende zu herrschen; er betrachtet Licht und Recht als die schönste

Zierde seines Thrones, fortschreitende Aufklärung und Sittlichkeit des Volks als die Staatskraft, von deren Stärke und Umfang Sicherheit und Heil des gemeinen Wesens abhängt.

Etwas hievon läßt sich, so zu sagen, dem kleinsten Knaben begreiflich machen, weil man es dem anknüpfen kann, was ihm täglich vor Augen liegt; mehr noch dem Jünglinge; und in dem Maße als die Zöglinge dieses begreifen, müssen sie inne werden, daß, wer eine solche Regierung der Unterdrückungssucht beschuldigte, ungereimt spräche; und wer darauf ausginge, heimlich oder öffentlich, in Worten oder Werken, die Thätigkeit einer solchen Regierung zu lähmen, ihren Gang zu hemmen, oder gar, wiewohl es fast unglaublich scheint, daß jemand dessen sich verwägen sollte, ihre Grundlage zu untergraben, daß der zuverlässig ein Bösewicht wäre.

Uebrigens wird man seinen Zweck, den vaterländischen Sinn der Jugend zu beleben, desto sicherer erreichen, je geräuschloser man dabey zu Werke geht, indem man, was ihm Nahrung giebt, nur gelegentlich andeutet, damit der Zögling es durch eigene Kraft in sich entwickele, und um so lieber gewinne, weil es auf seinem eigenen Grunde und Boden erwachsen ist.

Hiezu können, mit wenigen Ausnahmen, alle Gegenstände des Unterrichts dienen, besonders auch die Lesung der Alten. Allerdings ist bey dieser das Hauptabsehen zu richten auf Beybringung gründlicher Sprachkunde, welche sich aber kaum gewinnen läßt, wenn man nicht die Lehrlinge zugleich anleitet, in die Werke jener Meister auch von Seiten des Inhalts einzudringen, um ihnen nicht allein Worte und Redensarten abzulernen,

sondern auch die Geheimnisse der Lebens- und Kunst-Weisheit.

Es kann sich demnach treffen, daß wir einst mit unsern älteren Schülern Cicero's Rede für den Sextius lesen. Zur Zeit als diese gehalten wurde, wirkten in Rom zwey Hauptparteyen einander entgegen. Die eine bestand aus neuerungssüchtigen Unruhstiftern, welche von einem unbestimmten Verlangen nach Besserung des gesellschaftlichen Zustandes getrieben, in den verfassungsmäßigen Einrichtungen nur lästige Schranken erblickten, und sie daher aus dem Wege zu räumen suchten. Sie nannten sich populares d. i. Volksfreunde, weil es das Wohl der Menge war, welches sie theils wirklich bezweckten, theils zur Verdeckung eigennütziger Absichten vorschützten. Ihnen traten entgegen die, deren Eifer nicht einen Theil der Bürgerschaft umfaßte, sondern gleichmäßig die Gesammtheit, und welche die gesetzliche Ordnung zur unabweichlichen Richtschnur ihres öffentlichen Verhaltens machten. Was nur in Rom durch Verdienst und Rechtlichkeit, durch tüchtigen Hausstand, ehrsamen Gewinnbetrieb, wohlerworbenes Eigenthum, Achtung und Vertrauen einflößte, gehörte ihnen an. Sie nannten sich Optimates, Würdiglichgesinnte, und verehrten als ihrer Häupter eines den Marcus Tullius.

Was hindert den Lehrer, daß er bey dieser Gelegenheit den Schüler auffodere, die beredte Schilderung, welche Cicero von den Optimaten entwirft, seinem Gedächtnisse anzuvertrauen, und dann zu vergleichen mit dem, was unsere Justus Möser und Johannes Müller so oft und so nachdrücklich einschärfen über die Heiligkeit des urkundlichen Rechts, über die Achtung,

welche das Herkömmliche fodert, da nur durch allmähliche Besserung desselben der gesellschaftliche Zustand vervollkommnet werden kann, nicht aber durch gewaltsamen Umsturz.

Die Folgerung, welche der Zögling aus dem allen, ohne des Lehrers Zuthun, von selbst ziehen wird, ist diese: Nichts könne schimpflicher seyn für ihn, als jemal von der Partey der Cicerone, der Justus Möser, der Johannes Müller sich loszusagen, und jener zuzuwenden, deren Häuptern allzuviele Ehre widerführe, wenn man neben so erlauchten Namen die ihrigen auch nur nennen wollte.

Ein anderes Mal lesen wir vielleicht mit unsern Primanern Cicero's Bücher von den Pflichten. Wir treffen hier auf die bekannten Worte:

»Sed quum omnia ratione animoque lustraris, omnium societatum, nulla est gravior, nulla carior, quam ea, quae cum republica est unicuique nostrûm. Cari sunt parentes, cari liberi, propinqui, familiares; sed omnes omnium caritates patria una complexa est, pro qua quis bonus dubitet mortem oppetere, si ei sit profuturus? Quo est detestabilior istorum immanitas, qui lacerarunt omni scelere patriam, et in ea funditus delenda occupati et sunt et fuerunt.«

Das ist:

»Alles jedoch im Geiste und Herzen durchspähend, findest du unter allen Verbindungen keine ehrwürdigere, keine liebenswerthere, als die, welche jeglichen von uns mit dem Gemeinwesen verknüpfet. Liebenswerth sind Eltern, liebenswerth Kinder, Verwandte, Freunde; aber ihrer aller gesammte Liebenswürdigkeit vereint das Vaterland in sich allein, zu dessen Frommen in den Tod zu gehen, wie könnte ein Wohlgesinnter

in dasselbe aufgenommen worden, und wetteifernd beygetragen haben, Preußens Ruhm über den Erdkreis zu verbreiten; — diese Namen und die daran sich knüpfenden Erinnerungen und Ahnungen vergangener und künftiger Zeiten, sie vermögen, den gebornen Preußen mit der Gewalt des Edelsten und Besten zu ergreifen, was ein menschliches Herz bewegen kann.

Anders verhält es sich in einem neu verbundenen Lande, wo es nicht sowohl das Gefühl ist, was die Anhänglichkeit an den Staat bestimmt, als vielmehr das Urtheil, und dieses sich weniger auf Vergangenheit und Zukunft richtet, als auf die nächste Gegenwart. Wohl uns, daß allhier auch diese unseren Bemühungen so trefflich zu Hülfe kömmt. Denn wahrlich! Bey der unübersehlich großen Zahl der Würdiglichgesinnten in diesen schönen Landen, welche in der jüngst gegründeten ständischen Verfassung neue Bürgschaft des öffentlichen Wohls empfangen haben; bey der dankbaren Anerkennung des hohen Ernstes, womit der König das Kirchenthum dieser uralten Bisthümer in seiner vorigen lang vermißten Würde herstellt; bey jenem Eifer der Regierung, welcher die Angelegenheiten des Krieges wie des Friedens, die Pflege der Künste, die das Leben verschönen, wie derer, welche es vervollkommnen, das Größte wie das Kleinste mit rastloser Sorge umfaßt, wovon man in Städten und Dörfern, auf allen Wegen und Stegen Spuren antrifft, thun die Neuerungssüchtigen wohl, sich fern von unsern Gränzen zu halten, da sie wohl wissen, daß sie weder bey Hohen noch Niederen, weder bey Jugend noch bey dem Alter Gehör finden würden, sondern überall sich auf Abscheu, oder

Verachtung, oder Bedauern, oder Spott gefaßt machen müßten.

Schließlich hebe ich noch hervor, ein wie eigenthümliches Gepräge die preußische Vaterlandesliebe empfängt durch die Verbindung, in welcher das Königreich mit Deutschland, und dieses mit dem gesammten Europa steht, mit jener großen Völkergemeinschaft, welche im Laufe der Jahrhunderte die Staaten unseres Erdtheils zu einem umfassenden Gemeinwesen vereinigt hat. Ohne hier den Ursprung, die Fortbildung und Natur dieser Gemeinschaft zu erörtern, bemerke ich nur, daß sie es ist, der die Europäer durch den innigen und vielseitigen Verkehr, den sie zwischen ihnen stiftet, ihren Welthandel, ihre Ueberlegenheit in der Kriegführung, den Flor ihrer Künste und Wissenschaften, die immer steigende Vervollkommnung und Verschönerung ihres öffentlichen und häuslichen Lebens, die so weit verbreitete persönliche Freyheit auch der Niedrigsten im Volke, kurz alles verdanken, was ihnen so entschiedene Vorzüge giebt vor den berühmtesten Völkern des Alterthums, und vor allen heutigen der andern Erdtheile.

Mitten in diesem Vereine der europäischen Staaten erstreckt sich unser deutsches Vaterland, jedem einzelnen derselben überlegen durch seinen Umfang, die Beschaffenheit seines Bodens, die Zahl und Tüchtigkeit seiner Bewohner. So unermeßliche Kräfte, unter einem Haupte vereinigt, und von einem Willen bewegt, könnten nicht anders als dem europäischen Gemeinwesen den Untergang bringen; erhaltend für dasselbe können sie nur wirken, wenn sie dergestalt getheilt und verbunden sind, daß sie hinreichende Stärke zur Selbstvertheidigung besitzen, aber nicht hinreichende zum Angriffe.

Darauf also, daß Deutschland eine Verfassung behalte und sorgsamst ausbilde, die es hindere, andern furchtbar zu werden, aber ermächtige, in stolzer Würde unantastbarer Selbständigkeit für die allgemeine Sicherheit zu wachen, den europäischen Völkerfrieden zu handhaben, und bey entstehenden Kriegen der Sache, für welche es die Waffen ergreift, den Sieg zuzuwenden, hierauf beruht alles Gleichgewicht der Hauptmächte des Erdbodens, die Freyheit Europa's, das Heil des menschlichen Geschlechts. Wer von uns nun bedenkt, wie wichtig für Deutschlands Selbständigkeit Preußen sey, und für Preußen der Besitz dieser Rheinlande, in dessen Seele wird die Vaterlandsliebe von jener Engherzigkeit, welche an den gepriesensten Bürgern des Alterthums mißfällt, je länger je mehr sich reinigen, indem sie ihre stärkendste Nahrung zieht aus der unerschöpften Fülle jener allgemeinen Liebe, die der Mensch zum Menschen tragen soll.

Wohlan! Eine solche den höchsten Bestrebungen, deren eine wohlgeartete Seele fähig ist, verschwisterte Vaterlandsliebe ist es, die wir in uns und unseren Zöglingen zu nähren und zu pflegen haben, um würdig erfunden zu werden der Zeit, in der wir leben, des Staates, dem wir angehören, des Fürsten, dem wir dienen.

Dargethan habe ich nunmehr, was uns zweckmäßig scheint, um bey der uns anvertrauten Jugend den staatsverderblichen Richtungen der Zeit entgegenzuwirken. Wer die ausgesprochenen Grundsätze und die angezeigten Mittel ganz oder zum Theil mißbilligt, erwerbe sich das Verdienst, uns eines Besseren zu belehren. Wer sie aber billigt, ist meines Erachtens verpflichtet, sie auch von seiner Seite anzuwenden, um so viel an ihm liegt, unsere Bemühungen zu unterstützen.

Möchte von einem Ende Deutschlands bis zum andern besonnenes Zusammenwirken außerhalb und innerhalb der Schulen für den edelsten Zweck, durch Befestigung wechselseitiger Treue und Zuversicht zwischen Befehlenden und Gehorchenden, die Herstellung der Einmüthigkeit beschleunigen, die jeder Wohlgesinnte schmerzlich vermisset, sie, welche baldigst zurückkehren möge, damit nicht auf immerdar der Glanz sich trübe der Tage des höchsten vaterländischen Ruhms.

Nach Beendigung vorstehender Rede erfolgte die angekündigte Amtshandlung, welche in der Einführung zweyer neu ernannten Lehrer des Gymnasiums in ihre Aemter bestand, und mit diesen an die Schüler gerichteten Worten beschlossen wurde:

Von dem rastlosen Eifer, mit welchem eure Lehrer und Vorgesetzte für die ihnen anvertraute Jugend sich bemühen, habt ihr täglich Erfahrung. Der heutige Tag wird euch dieses von neuem recht eindrücklich machen. Aber bedenken sollt ihr, daß alle diese Bemühungen fruchtlos bleiben, wenn nicht auch ihr das eurige thut. Zu Herzen sollt ihr nehmen, daß ihr durch Verletzung eurer Schülerpflichten nicht nur euch schadet, sondern auch der Anstalt, der ihr angehört; daß ihr durch gewissenhafte Erfüllung derselben nicht nur euer Bestes fördert, sondern auch dieses Gemeinwesens, dessen Mitglieder ihr seyd. Nach wenigen Jahren wird sich keiner von euch mehr unter uns befinden. Andere nehmen alsdann eure Stellen ein. Aber ihr dürft nicht wähnen, daß durch euer Scheiden auch eure Gemeinschaft mit

uns aufhöre. Was ihr durch Fleiß, Sittlichkeit und Ordnungsliebe Löbliches an den Tag leget, läßt langdauernde Spuren eures Hierseyns zurück, indem es den guten Geist kräftigen hilft, der das Gymnasium leitet, indem es die Sitte und Zucht befestigen hilft, die dasselbige regieren. Der Gedanke, Genossen zu seyn einer nicht auf die Gegenwart beschränkten, sondern Vergangenheit und ferne Zukunft umfassenden Gesammtheit, zu deren steigender Vervollkommnung ihr beytragen könnt und sollt, dadurch, daß jeder im höchsten und vollsten Sinne des Worts das Seinige thue; möge dieser Gedanke euch beseelen, und zu allem Guten kräftigst ermuntern; möge er einst euch hinüber begleiten in das öffentliche Leben: dann werdet ihr euch als eben so wackere Bürger bewähreu, wie ihr brave Schüler wart.

F ü n f t e R e d e.

Zur Beehrung der Stifter und Häupter neudeutscher Dichtkunst und Wohlredenheit.

Entworfen

nach Beendigung akademischer Vorträge über die Geschichte der deutschen Litteratur, im September 1829, ausgearbeitet im folgenden Jahre 1830, um einst gehalten zu werden.

»In dem blühenden Zeitalter des Hohenstaufischen Geschlechts keimten schöne Wissenschaften auf; sie ergossen unendlichen Reiz, die höchste Wollust über das menschliche Leben — aber die Verwirrung des Kaiserthums und neuer Ehrgeiz der Habsburgischen Fürsten sowohl als der Gewerbe, welcher in den Städten den Handel störte, vertrieb den Geschmack des Schönen; hierauf kam die Scholastik, alsdann die theologische Polemik, bis endlich die Seuche der Nachahmung den deutschen Geist verfinsterte, und unter seinem natürlichen Schwung zurückhielt.« —

Mit diesen Worten Johannes Müller's edle Jünglinge! nahmen wir vor einigen Monathen von dem altdeutschen Helden- und Liebes-Gesange Abschied. Ich wiederholte sie, als der Lauf meiner Vorträge mich zur Mitte des vorigen Jahrhunderts führte, wo der deutsche Geist, seine Bestimmung erkennend und seine Kraft fühlend, das Joch der Ausländerey abschüttelte, und anfing, auf neugebrochener Bahn in eigenthümlichen Richtungen sich zu bewegen. Von dem an erschienen binnen der Frist zweyer Menschenalter in nicht geringer Anzahl Werke von durchaus heimathlichem vaterländischen Gepräge, welche die deutsche Dichtkunst und Wohlredenheit auf eine Höhe brachten, daß sie heut zu Tage in mancher Beziehung eine Vergleichung mit der griechischen und römischen nicht scheuen darf, im ganzen Europa gerechte Anerkennung findet, uns unter den gebildetsten Völkern einen Ehrenplatz auf immerdar sichert, und so den Nachkommen in der Geschichte edler Kunst und Wissenschaft einen merkwürdigen Zeitwechsel stets bezeichnen wird.

Das unermeßliche Streben der hiebey wirksamen Kräfte gewährt ein höchst anziehendes Schauspiel, welches ich in den letzt vergangenen Wochen vor eurem Blicke zu entfalten gesucht habe. Für den heutigen Schlußvortrag vergönnet mir, das überreiche Gemälde in wenigen Hauptzügen euch von neuem vor Augen zu stellen, damit ihr, was darin für euch persönlich und für eure Bildung Fruchtbares liegt, zu Herzen nehmet und treu bewahret.

Eine nicht sowohl auf tiefer Forschung ruhende, als vielmehr aus dem Herzen quellende Frömmigkeit, glühender Eifer für die Ehre des Vaterlandes, zarte, keusche Frauenliebe, edle Ruhmbegierde, Kühnheit in den Entschlüssen mit Ausdauer in der Vollziehung, Feinheit des Urtheils bey ungemeiner Regsamkeit des Gefühls, gediegene obwohl nicht umfassende, vielmehr auf das Erlesenste sich beschränkende Gelehrsamkeit — dieses alles verbunden mit schöpferischer Einbildungskraft machte

Klopstock'en

zu einem Dichter des ersten Ranges, Ihn, der das Wesen unserer Dichtkunst umgestaltete, indem er sie von den Fesseln des Reimes befreyete. Als so dreisten Neuerer zeigte er sich zuerst in seinem Messias, jenem wegen wundersamer Verschmelzung unvereinbar scheinender Elemente in seiner Art einzigen Werke, bestimmt, was kein Auge zu sehen, kein Ohr zu hören, kein Verstand zu begreifen vermag, ein undurchdringliches Geheimniß, zu versinnlichen, und zwar in episch verknüpften, theils erhabenen, theils elegischen Gesängen. An der unermeßlichen Wirkung, welche von diesen die zuerst erscheinenden hervorbrachten, hatte wohl unstreitig außer der Erbaulichkeit des Inhalts den größesten Antheil das gewählte Lautmaß, da es der Muttersprache nie vernommene Harmonieen entlockte, welche das Ohr bezauberten, die Brust tonreicher und klangvoller machten, die gesammte Empfindungsweise höher stimmten.

Wie er in dem Lautmaße des großen Gedichts dem Homer und Virgil nacheiferte, so dem Pindar und Horaz in den Oden. Was in diesen ergreift, ist gewiß nicht allein der Adel der Gesinnung, den sie ausprä-

gen, die Würde des Stoffs, den sie behandeln, das Gediegene der Lebensweisheit, die sie spenden, die Fülle prächtiger und lieblicher Bilder, unter denen sie was in den bedeutendsten Stunden das Innere des Sängers bewegte, darstellen, sondern auch die rhythmische Meisterschaft, welche sich überall darin kund giebt.

Die Besorgniß mancher, sein Beyspiel werde allgemeine Nachahmung finden, und den Reim ganz verdrängen, widerlegte sich durch den Erfolg, da der Reim nur Alleinherrschaft verlor, aber zu unserem Glücke Mitherrschaft behielt, zu unserem großen Glücke, sage ich, in Erinnerung dessen, was öfters unter uns zur Sprache kam über den Unterschied zwischen der Dichtkunst der beyden alten Völker und der neueuropäischen, und wie innig dieser zusammenhängt mit dem Gebrauche der Sylbenmessung bey jenen und der Sylbenreimung bey diesen. Wenn ihr das alles in das Gedächtniß zurückrufet, werdet ihr hoffentlich mir beystimmen, der ich behaupte, eine Dichtkunst, wie die unsrige, welche beyde Kunstformen gleichmäßig neben einander ausbildet, sey berufen, zwischen die reimlose des Alterthums und die maßlose der Neueren als Vermittlerin zu treten, und die eigenthümlichen Vorzüge einer jeden von beyden in sich zu vereinigen; ihr werdet mir beypflichten, wenn ich Klopstock'en als den preise, durch den wir dieser vom Genius der Menschheit uns angewiesenen hohen Bestimmung zuerst inne geworden.

Die Verdienste, welche er sich hiedurch und durch mannichfaltigste Bereicherung des Schatzes und der Kunde unserer Sprache erworben hat, macht ihm wohl unter den Urtheilsfähigen niemand streitig. Da er aber von späteren im Baue der lyrischen Maße erreicht,

des hexametrischen übertroffen worden, fehlt es nicht an solchen, die ihm nur vorübergehenden Zeitwerth zugestehen wollen, als ob er selbst diesen hätte erlangen können, wenn nicht seine Werke einen von ihrer rhythmischen Vollkommenheit unabhängigen Gehalt besäßen, der sie immerwährender Theilnahme höchst würdig macht.

Indem ich nun euch auffodere, ihm diese euer Leben lang in gebührendem Maße, das heißt, in großem, zuzuwenden, ermahne ich zugleich, über Klopstock'en, dem Dichter, den Redekünstler nicht zu vergessen, da er ja durch seine wissenschaftlichen Mittheilungen von Seiten der Kürze, Kraft und Bestimmtheit des Wortausdrucks sich in der feinen, schlichten Vortragsweise als jener Meister einen bewährt, welchen man nachzurühmen pflegt, ihren Griffel in lauteren Verstand zu tauchen.

In dieser Beziehung, wie in vielen anderen, erscheint als Klopstock's Gegenbild

Winckelmann,

der seiner ganzen Sinnesart nach dem vorchristlichen Alterthum angehörte, als hätte die Natur sich vorgesetzt, die Blüthe der perikleischen Zeit in einem lebenden Muster der Welt vor Augen zu stellen. Das Element, worin er sich bewegte, war das Schöne, doch nicht im ganzen Umfange, sondern nur, sofern es sich in der menschlichen Gestalt und deren Abbildungen ausprägt. An den Hervorbringungen der Bildnerey und Malerey schätzte er nichts höher als stille Größe, erhabene Einfalt, ruhige Gefaßtheit. Diese beseelen auch seine eigenen Werke, nebst einer gewissen Andächtigkeit, welche ihre Quelle darin hat, daß ihm das Kunstschöne nur

werth war als Sinnbild des Heiligen, als Verkörperung des Göttlichen. Gleichwie es nämlich fromme Menschen giebt, denen sich das höchste Wesen am kenntlichsten offenbart in der Einsprache des Gewissens, oder in den Wundern der Himmelsveste, oder in den Einrichtungen der Thier- und Pflanzen-Welt, oder in den Lenkungen des über uns waltenden Geschicks, suchte und fand Er den Unendlichen in den Meisterstücken des Meisels und Pinsels. Daher in seinen Mittheilungen über diese jener hohe milde Geist, unter dessen Einflusse des Hörers Seele zwischen den lieblichsten Gestaltungen in süßer Verwirrung umher schwankend, von unnennbarem Verlangen ergriffen wird, welches sich endlich auflöset in Sehnsucht nach Rückkehr zu dem Urquell des Schönen, nach Vereinigung mit Gott.

Ja!
Was er erzählet, wirkt wie tiefe Lehren
Der Weisheit, die von Kinderlippen schallt;
An Offenheit, an Unschuld der Geberde
Scheint er ein Mensch von einer andern Erde.

Die Kindlichkeit, welche ich ihm nachrühme, spielt auch in der ungekünstelten Anmuth seines Wortausdrucks, welcher, besonders in den früheren Werken, nicht frey ist von einer gewissen Unbeholfenheit, die aber dem Meister trefflich zu statten kömmt, da sie zeigt, daß er seine Sprache von keinem andern entlehnt, sondern sich selber angebildet, und mit Erweiterung des Kreises seiner Einsicht und Empfindung vervollkommnet hat. Dieses that er mit solchem Erfolge, daß er, ohne Muster vor sich zu haben, für die Nachkommen Muster ward. Freylich fehlte es schon vor ihm nicht an mancherley Be-

schreibungen schöner Kunstwerke. Er aber gab zuerst Beyspiele von Schilderungen derselben, indem er den Eindruck, den sie auf ihn machten, in Worte fassend, Bildsäulen und Gemälde zu Werken der Rede umwandelte, welche als für sich bestehende an Reize mit jenen wetteiferten. Was diese Schilderungen, was seine Werke überhaupt und namentlich die Geschichte der Kunst des Alterthums so anziehend macht, ist nicht allein Frucht seiner Begeisterungsfähigkeit für das Schöne, sondern auch gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit, dergleichen freylich durch mühseligen Fleiß von vielen sich erwerben läßt, von ihm aber an sich und andern nur geschätzt wurde, sofern sie zur Weisheit, das ist, zur Einsicht in wahrhaft Erkenntnißwürdiges führt.

So war der Mann, welcher den verworrenen Kunstbestrebungen seiner Zeit plötzlich neuen Schwung in der Richtung zum Höchsten und Besten geben sollte.

Nachdem nämlich die Ueberreste des Vortrefflichsten, was Menschenhand gebildet hat, viele Jahrhunderte hindurch ungewürdigt da gelegen hatten, weil von Unzähligen, welche sie ansahen, nur wenige wußten, was sie sahen, erschien in unserm Winckelmann der, welcher ihnen Licht und Sprache gab, dem ganzen denkenden Europa das Verständniß derselben öffnete, eine fast untergegangene, der herrlichsten Erscheinungen volle, Welt in neues Daseyn rief. Uns insonderheit wurden für die sichtbare Harmonie des schönen Alterthums durch ihn die Augen aufgethan, wie gleichzeitig für die hörbare durch Klopstock das Ohr.

Neben ihm arbeitete auf dem Gebiete der Kunstlehre ein seiner würdiger Genosse, aber von viel umfassenderem Streben —

Lessing.

»Wenn Gott, sagte dieser einst, in seiner rechten alle Wahrheit und in seiner linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine linke, und sagte: Vater gieb! denn die reine Wahrheit ist doch nur für dich allein!«

Aus diesem Selbstbekenntnisse ersehet ihr, daß er die Freuden der Erkenntniß nicht in die Beschauung der Wahrheit setzte, sondern in die Erforschung. Demnach dürfet ihr euch nicht wundern, daß er seine Wißbegierde den mannichfaltigsten, ungleichartigsten Gegenständen zuwendete, und diese alle, den größesten wie den kleinsten, mit gleichem Eifer umfaßte. Auch werdet ihr es hienach natürlich finden, daß er nie sich begnügt, die Ergebnisse seiner Untersuchungen hinzustellen, sondern stets die Untersuchungen selbst vollständig mittheilt. Diese nun enthüllen uns das Innerste eines Denkers vom ersten Range, wie er von einem festen Puncte anhebend, verfährt, um prüfend, zweifelnd, erläuternd, berichtigend, auf verwandte Gegenstände rechts und links abschweifend, bald vorwärts bald rückwärts schreitend, zum Ziele zu gelangen, das ist, sich von einem Irrthume zu befreyen, oder mit einer Erkenntniß zu bereichern. Was gehet über das laut Denken mit einem Freunde! rief er einst aus. Diesen hohen Genuß gewähren reichlich seine Werke, welche sämmtlich, auch ohne gesprächliche Form zu haben, gesprächliche Leben-

digkeit besitzen. Daher gelten sie mit Recht für unübertreffliche Muster derjenigen Vortragsweise, welche Bacon die einweihende nennt. In dieser bewähret er eine Meisterschaft, die ihn würdig macht, jenem Britten, ja selbst dem Platon zur Seite gestellt zu werden.

Fast möchte man von ihm wie vom Sokrates sagen, stärker noch als Liebe zur Wahrheit sey in ihm Haß des Irrthums gewesen, da er diesen überall, wo er ihm begegnete, angriff in Folge eines ihm, so zu sagen, angebornen Zwangtriebes. Daher seine Streitlust, seine wunderwürdige Gewandtheit in den Künsten der Kampfrede. Was ihm auf diesem Gebiete entschiedene Ueberlegenheit giebt, ist zuerst und vor allen Dingen seine Redlichkeit, der man stets anmerkt, daß es ihm nicht um die Person, sondern um die Sache zu thun ist, daß er weit entfernt, dem Leser Staub in die Augen zu streuen, überall offen zu Werke geht, weit entfernt, den Gegner listig fangen zu wollen, immer tapfer gegen ihn anrückt. Hiebey kam ihm trefflich zu Statten sein unerschöpflicher Witz, seine Gabe, zu scherzen und zu spotten, seine Gewalt über die Sprache, mit einem Worte, seine rednerische Kraft.

Blättert die dreyßig Bände seiner Werke auf, wo ihr wollt, überall werdet ihr wirksam finden, worauf das Wesen schöner Darstellung beruhet, im Ausdruck und den Wendungen der Gedanken jene reizenden Formen, welche die Aufmerksamkeit spannen, Theilnahme erregen, des Lesers Seele in eine erhöhete, geistreiche, spielende Thätigkeit versetzen, sein Innerstes bedeutend aufregen, den dargebotenen Stoff selbständig zu durchdringen.

Wohlan! dieser viel gefeyerte Meister, was hat er denn Bedeutendes geleistet? So fragt mancher, halb be-

dauernd, halb höhnisch. — Zur Antwort dient: Er hat unsere Schaubühne von dem schmählichen Joche des Franzenthums erlöset, er hat echte Kritik zuerst bey uns eingeführt, er hat wissenschaftliche Kunstlehre bey uns gegründet, und was die Hauptsache, er hat den Geist gründlicher Forschung unter uns in einem Maße verbreitet, daß Seichtigkeit, wie prunkend sie auch sich schmücken, wie gelehrt sie auch sich stellen, wie tiefsinnig sie auch sich geberden möge, bey Deutschen nie zu dauerndem Ansehen gelangen wird.

Wenn man bedenkt, wie er in der Dramaturgie, einzig auf den Glauben an des Aristoteles Unfehlbarkeit gestützt, die Eigenthümlichkeit der alten Tragödie auffaßte, ohne mit den Werken derselben vertraute Bekanntschaft zu besitzen; wie er im Laokoon den von Winckelmann aufgestellten Grundsatz der alten Bildnerey berichtigte, ohne ein Werk derselben gesehen zu haben: so erstaunt man über die Schärfe seines Verstandes, in welchem Umfange diese vermögend war, ihm die mangelnde Anschauung durch die Macht des Begriffs zu ersetzen.

Seine Dichtungsgabe schlug er selber nur gering an. Und doch ist er es, welchem wir das schönste unserer Lustspiele und eine der verstandhaftesten, kunstreichsten und sinnvollsten unserer Tragödien verdanken, Er, welcher das Gebiet der Dichtkunst erweitert hat durch ein Werk, welches ohne Vorbild und Nachfolge bis jetzo noch einsam dasteht, ich meine Nathan den Weisen, der auch von Seiten des Inhalts höchst bedeutend ist. Denn da es unter den Gegenständen wissenschaftlichen Nachdenkens eigentlich nur zwey giebt, welche vorzugsweise große zu heißen verdienen — Staat nämlich und Kirche: so ließ Lessing den ersten fast ganz unbeachtet, vielleicht aus Scheu vor Einsichten in Wahrheiten, welche einem

damaligen den Zustand der öffentlichen Angelegenheiten leicht verleiden konnten, wogegen er die andere sein ganzes Leben hindurch im Auge behielt. Von diesen theologischen Bestrebungen enthalten den wichtigsten Ertrag die unter dem Namen Axiomata von ihm aufgestellten Grundsatzungen, die letzte Frucht derselben aber und eine der lieblichsten ist das erwähnte lehrgedichtliche Schauspiel. Nur hütet euch, was darin zum Nachtheil der Christenheit vorkömmt, für Herabwürdigung des Christenthums zu halten, und hieraus auf des Verfassers persönliche Denkart zu schließen. Wisset vielmehr, daß er weder über natürliche noch über geoffenbarte Religion seine Ueberzeugung irgendwo bestimmt ausgesprochen, ein Glaubensbekenntniß jemal abgelegt hat, sey es, weil seine vieljähriges Nachdenken ihn auf Ergebnisse leitete, welche er glaubte verschweigen zu müssen, sey es (was mir wahrscheinlich ist) daß er, wie so mancher vor ihm, das Ende des Lebens früher erreichte, als das Ziel, wo er von seinen Forschungen hätte ausruhen mögen. Wie es sich aber hiemit auch verhalten möge: jene räthselhafte Verborgenheit, wohin er sich in diesem Stücke dem spähenden Blicke entzieht, weit entfernt, sein Verdienst um uns zu schmälern, erhöhet vielmehr dasselbe, da sie über das A und O der Philosophie die Wißbegiede im höchsten Grade reizt, ohne sie gleichermaßen zu befriedigen.

Unter den jüngeren Zeitgenossen der drey genannten Männer war wohl kaum einer, auf den sie mächtiger und wohlthätiger wirkten als auf

Herder.

Religion und Theologie, Philosophie und Geschichte, Litteratur und Kunst, Morgenland und Abendland, alte

mittlere, neuere und neueste Zeit versahen ihn wetteifernd mit reichlichstem Stoffe, den er verarbeitete, nicht um Einzelnes, was sie ihm darboten, zu ergründen, sondern das Viele massenweise zusammen zu stellen. Von Jugend auf ging sein Trachten nicht dahin, auf einem jener Gebiete wohnhaft und einheimisch zu werden, sondern, sie abwechselnd zu durchwandern. Und dieß hat er lebenslänglich rastlos gethan, und mit solchem Erfolge, daß er als hochbegabter Seher auf jedem derselben die wichtigsten Entdeckungen machte, und Schätze der Erkenntniß zu Tage förderte, welche ohne ihn niemals an das Licht gekommen wären. Vielleicht giebt es unter seinen Werken nur wenige, denen er die letzte Hand angelegt, und die erreichbare Vollkommenheit gegeben hat. Dennoch wohnt allen bildende Kraft in hohem Maße bey.

Diese liegt in der Fülle unentwickelter Gedankenkeime, welche er auf seinem Wege reichlich ausstreuet; in der Vielgewandtheit, womit er die verschiedenartigsten Geister in sich aufnahm, und das Vortrefflichste, was sie gedacht und gedichtet hatten, unter gemeinsame Licht- und Brenn-Puncte zu bringen wußte; in seinem glühenden Eifer für die höchsten der menschlichen Angelegenheiten, worauf er als Philosoph seine Untersuchungen, als Dichter seine Kunstbestrebungen bezog; sie liegt in seiner Gewalt über die Sprache und in der Lebendigkeit seiner Darstellung. Diese erhält eigenthümlichen Reiz, auf der einen Seite, durch jenes feyerliche Helldunkel, worein er nicht selten das Ergebniß seiner Forschungen hüllt, und auf der andern, durch edelen Zorn, womit er, wo es gilt, schmählend, scheltend, strafend, mitunter auch wohl bitter spottend, Verkehrtheiten jeder Art rügt. Sollte er hiebey sich auch bisweilen in dem

Gegenstande vergriffen, die Gränzen der Mäßigung überschritten haben: dennoch ist er mit vollem Rechte den würdigsten Jüngern jener Gottbegeisterten beyzuzählen, von welchen er selber sagt:

> Denn große Herzen wart ihr, die sich über
> Das träge Jetzt, des Volkes süße Knechtschaft,
> Sich über Zeitvertreib und Blendwerk huben,
> Und rück- und vor-wärts sahn das Licht der Zeiten;
>
> Das Licht der Zeiten weit zurück und vorwärts
> Ging auf als Gottesflamm' in ihren Seelen;

Auch in seiner Seele ging das Licht der Zeiten, wie eine Flamme Gottes, auf. So ward er Stifter einer neuen Wissenschaft, deren Aufgabe ist, aus den unveränderlichen Beschaffenheiten des Erdbodens und dessen, was er trägt, wie auch aus dem Inbegriffe der in den Menschen gelegten Kräfte die Bestimmung unseres Geschlechts darzuthun, und hierauf in dem Gange der großen Weltbegebenheiten, in den Schicksalen ganzer Völker, in bedeutenden Leistungen Einzelner, Spuren einer unverbrüchlichen Ordnung nachzuweisen, welche, ohne unmittelbarer Einwirkung Gottes zu bedürfen, nach bestimmten Gesetzen die freye Willensthätigkeit der Menschen lenkt, richtet und dergestalt beherrscht, daß diese ihr zwar entgegenstreben kann, aber nicht entgegenwirken, folglich, wie sie auch sich wenden möge, immer und überall die Ausführung des Weltplans fördert, weil immer und überall das Böse früher oder später sich selbst zerstört, der Keim des Guten aber, unverweslich, Früchte auf Früchte trägt ohn' Ende. — Sehet da den Umriß einer Philosophie der Geschichte, welche er zuerst auf die Bahn gebracht hat. Dem unsichtbaren Genius unseres

Geschlechts legte er dieses sein Werk demuthsvoll zu Füßen, als das unvollkommenste, in welchem ein Sterblicher dem Wesen der Wesen nachzusinnen gewagt habe. Er wünschte, es möge dereinst übertroffen werden, und dann im Strome der Vergessenheit untergehen.

Von diesen beyden Wünschen wird der erste vielleicht zur Erfüllung gelangen, der andere hoffentlich niemals, da es nicht weniger als durch Gediegenheit des Inhalts sich hervorthut durch stets würdevolle Haltung des Vortrages, durch Glanz und Zier der Sprache.

Leider ist es unvollendet geblieben. Nur vier Bände sind erschienen. Vom fünften fand sich in des Verewig. Nachlasse der Entwurf.

Diesen theilt Johannes Müller mit, hinzufügend: »Das waren die Momente, die er beachten, die Gegenstände, worüber er seinen Geist ausgiessen wollte. Welches Gebäude. wenn so vollendet! Ist jemand, den Faden aufzufassen, wo er der sterbenden Hand entfiel?« —

— »Ist jemand, den Faden aufzufassen, wo er der sterbenden Hand entfiel?«

Ich wiederhole diese Frage, umherschauend, ob ich vielleicht solcher einen unter euch erblicke.

In näherem, persönlichen, auf wechselheiliger Achtung beruhenden Verhältnisse stand Herder mit

Wieland.

Dieser wird von verschiedenen sehr verschieden beurtheilt. Um so lieber wäre mir, euch zu gerechter Würdigung desselben behülflich zu werden. Lasset mich zu dem Ende eure Aufmerksamkeit zuerst hinlenken auf des Mannes Denkart über die göttlichen und menschlichen Dinge.

überhaupt. Dieser zu Folge (so weit sie aus seinen Schriften sich ergiebt: denn von dem, was ihn im Leben leitete, kann hier nicht die Rede seyn) besteht das höchste Gut nicht in dem edelsten Gebrauche, sondern in dem feinsten Genusse des Lebens. Von diesem sind wesentliche Bestandtheile gemächliche Thätigkeit, welche ohne anzustrengen, vor langer Weile schützt; Freundschaft, welche Freude und Leid theilt, doch, ohne peinliche Aufopferung der Bequemlichkeit weder zu verlangen noch darzubringen, Liebe, welche fesselt, ohne sich fesseln zu lassen, weil sie mit den wechselnden Gegenständen ihrer Wahl nur spielt; Begnügsamkeit, um, was die Gunst des Glücks Frohes gewährt, dankbar zu empfangen, Versagtes durch Phantasie zu ersetzen, Widrigem eine heitere Seite abzugewinnen. Die Tugend ist demnach für den Weisen von unschätzbarem Werthe, sofern sie ihn klug macht, in Fällen, wo dem geraden Wege Sicherheit fehlt, auf Seitenwegen zum Ziele zu gelangen, sofern sie ihn bey sich selbst und andern je länger desto beliebter macht, in dem Maße, als sie seine Ansprüche mäßigt, seine Neigungen regelt, seine Leidenschaften reinigt. Dieser behaglichen Weisheit ärgste Feindin ist Begeisterungsfähigkeit jeder Art für das so genannte Höhere, welches sich weder mit dem Auge sehen, noch mit dem Ohre hören, noch mit Händen greifen läßt, wohin auch Sehnsucht nach einem jenseit des Grabes neu aufblühenden Leben zu rechnen ist. Alles dieser Art als Ueberspanntheit und Schwärmerey von sich und andern abzuhalten, und, unter welcher Gestalt es sich auch zeige, zu bekämpfen ist der Weise stets beflissen; und am liebsten thut er dieses mit den Waffen des Spottes und Scherzes, welche gesunder Verstand, Witz und Laune ihm dareichen.

Unverkennbaren Einfluß zeigt diese Denkart Wieland's auf sein künstlerisches Thun, da er, dem Grundsatze seines Meisters Aristippus —
sich selber die Welt, nicht der Welt sich unterzubeugen,
— getreu, nicht bestrebt war, die Gegenstände seiner dichterischen Behandlung nach ihrer Eigenthümlichkeit in sich aufzunehmen, sondern sich in sie zu übertragen, nur von den Seiten zu erfassen, welche seiner persönlichen Empfindungsweise zusagten. Daher in seinen Werken des verschiedenartigsten Inhalts eine gewisse Einförmigkeit der Darstellung. Demnächst hielt er, wie es scheint, dafür, das sicherste Mittel, zu gefallen, sey, es zu machen, wie die, welche vor ihm gefallen hatten. Daher verschmähete er, sich neue Wege zu bahnen, zog vielmehr vor, auf bereits vorhandenen andern nachzutreten. Hiebey aber behauptete er eine Selbständigkeit, deren wegen es höchst ungerecht seyn würde, ihn den knechtischen Nachahmern beyzuzählen, da er ein edler und männlicher ist, wie etwa Virgil, dessen Aeneide gewiß als ein ureigenes Werk erscheinen würde, wenn man nicht die Muster kennte, denen sie nachgearbeitet worden. Vom Virgil aber unterscheidet sich Wieland freylich dadurch, daß er nicht sowohl nach Hervorbringung des Schönen trachtete, als vielmehr des Reizenden, aber wohl zu merken, unter dem Einflusse einer Grazie, welche sich immer und überall so fein und zierlich, so gewandt und artig benimmt, daß sie, was an den meisten mißfällt, an ihm liebenswürdig macht, seine Redseligkeit ergötzlich, seine Uebertretung der Kunstregel anmuthig, selbst Verletzung der Züchtigkeit, wenn auch nicht sittsamlich doch wenigstens unfrech.

Wie? mag mancher von euch denken, so leicht nahm

Kunst und Leben als Mann der, welcher als Jüngling den begeisterten Platoniker, den eifrigen Christen, den andächtigen Verehrer Klopstock's spielte? Welche Wandlung!

Diese aber ist nicht so groß, wie sie bey'm ersten Anblicke scheint. Denn wie in seinen frühen Erbauungsschriften sich nirgend der witzige Kopf verläugnet, so giebt es unter seinen späteren Werken des Witzes keines, in welchem sich nicht reiner Sinn für das Heilige ausspräche, oft, wo man es am wenigsten erwartete. Die Gesichte seiner Jugend blieben das ganze Leben hindurch in ihm haften, um, wo es noth that, die Träume seines Alters Lügen zu strafen. Denn wie es unter denen, welche die aristippische Weisheit mit dem Munde zu bekennen scheuen, Unzählige giebt, welche sie wirklich ausüben, so ist gegen jene Unzähligen Wieland einer, der sie bekannte, ohne im Thun und Lassen sie anzuerkennen. Daher jener weltberühmte Spruch: Besseres seh' ich mit Beyfall; aber Schlechterem folget das Herz, auf ihn angewendet, umgekehrt so lauten müßte: Schlechteres sah er mit Beyfall, aber Besserem folgte das Herz.

Und so mögen die Strengen, wie des Horaz, auch seiner sich freuen als dessen, welcher die Leichtsinnigen, scheinbar der Ihrigen einer, anlockt, und nachdem er sie vergarnet hat, unmerklich veredelt.

Die Ausländer, welche ihn schon längst kannten, fangen erst jetzo an, ihn zu schätzen, seitdem sie ihn in unserer Sprache lesen. Gebt doch Acht, welche seiner Werke bey jenen vorzugsweise Beyfall finden werden, ob es dieselben sind, welchen ich jüngst eine nicht bloß papierne, sondern lebendige Unsterblichkeit zu weissagen wagte. Außer den Märchen und komischen Erzäh-

lungen war jener Werke eins Musarion, als erstes Beyspiel eines erzählenden Lehrgedichts eben so merkwürdig, wie Lessing's Nathan als erstes Beyspiel eines dramatischen, zum Beweise, wie unrecht ich hatte, der gemeinen Meinung mich anbequemend, oben zu sagen, er habe verschmähet, sich eigene Quellen zu öffnen, da er ja hier als Erfinder einer ganz neuen Kunstform erscheint.

Ein anderes jener Werke war Oberon, auf den sich wohl schwerlich anwenden läßt, was Herder von einer gewissen der epischen Dichtkunst wesentlichen und unvermeidlichen Langweiligkeit behauptet: denn wer kann wohl anfangen, den Oberon zu lesen, ohne ihn mit stets gleicher oder vielmehr steigende Theilnahme zu enden.? Diese Kurzweiligkeit verdankt das Werk zuerst der meisterlichen Anordnung, wodurch eine dreyfache Begebenheit zu einem Ganzen verschlungen wird, welches im strengsten Sinne Anfang, Mitte und Ende hat, demnächst der geistreichen Mischung komischer und tragischer Elemente, des Ernstes und Scherzes, des Erhabenen und Lächerlichen, des Rührenden und Possenhaften, weiter dem rasch fortschreitenden Gange der Erzählung, und endlich der Lebendigkeit und sinnlichen Klarheit der Darstellung.

Was die Versart betrifft: so wählte er die im Idris und Zenide von ihm zuerst in unsere Dichtkunst eingeführte achtzeilige Stanze auch für den Oberon, mit jenen Aenderungen, welche die Verschiedenheit zwischen unserer Sprache und der italienischen, ich will nicht sagen, immer räthlich, aber doch in bestimmten Fällen, zulässig macht. Denn es läßt sich nicht läugnen, daß in der deutschen Stanze, wenn sie streng die Regel befolgt, an Stelle der Leichtigkeit, womit die italienische sich bewegt, gar

bald einförmige Feyerlichkeit tritt. Wie aber ließe sich diese mit dem Grundton eines auf Ergötzung abzweckenden Gedichtes in Einklang bringen? Daher verdient die Freyheit, womit er diese Versart behandelt, den Namen unkünstlerischer Willkühr keinesweges, kann aber freylich als musterhaft nur für den gelten, den ein feines und sicheres Gefühl vor Mißbrauche derselben zu schützen vermag.

Alles zusammenfassend scheue ich nicht, zu sagen: Würden Wieland's sämmtliche Werke jetzo, nachdem sie gewirket haben, was sie konnten und sollten, plötzlich vertilgt: so ließe dieser Verlust sich vielleicht verschmerzen. Wären aber die besten derselben nie erschienen: so würden wir auf immer vieles entbehren, was zum Ehrenwerthesten unserer Bildung gehört. Darum bleibe Wieland stets ein von euch gefeyerter Name, dem ihr gebührende Huldigung gern und willig darbringet.

Auch als Uebersetzer und Ausleger hat er Treffliches geleistet, obwohl seine Verdeutschungen von ganz anderem Schrot und Korne sind, als die aus der Werkstatt jenes großen Meisters hervorgegangenen, auf den ich nun zu sprechen komme, ich meine

Voß.

Wahrheit mit Schönheit, Zier mit Treue, das ist es, was man von rechtschaffener Verdeutschung eines fremdzungigen Kunstwerkes verlangt. In dem Maße, als sie nicht allein, was es ausdrückt, sondern auch, was es nur andeutet, wiedergiebt, ist sie treu; in dem Maße als sie von Seiten der Darstellung den in ihrer Art musterhaften Werken unter den heimathlichen sich nähert, ist sie schön.

Da jeder Sprache eine eigenthümliche Denk- und Empfindungs-Weise zum Grunde liegt: so giebt es in verschiedenen Sprachen nur sehr wenige Worte, die völlig gleichbedeutend wären, nur sehr wenige Wendungen, die völlig mit einander stimmten. Und da ferner jeder hervorragende Dichter und Redekünstler innerhalb der mit seinen Stammgenossen ihm gemeinsamen Denk- und Empfindungs-Weise eine ihn unterscheidende besitzt: so empfängt unter eines jeden Griffel die Sprache ein besonderes Gepräge.

Hieraus erhellet, wie schwierig die Aufgabe sey, welche die Uebersetzungskunst zu lösen hat. Denn einen fremden Meister so reden zu lassen, wie er reden würde, wenn er statt seiner Sprache sich der unsrigen bediente — was wird nicht alles hiezu erfodert? — Gründliche Kunde beyder Sprachen und vertrauteste Bekanntschaft mit der Urschrift sind offenbar nicht hinreichend, hinzukommen muß die Gabe der Darstellung, um das Empfangene von neuem hervorzubringen, als ob es auf dem eigenen Grund und Boden entsprungen wäre, verbunden mit einer Selbstverläugnung, welche während der Arbeit dem Fluge der Begeisterung unübersteigliche Schranken setzt, indem sie jede durch die Verschiedenheit der Sprachen nicht unverweigerlich gebotene Aenderung verbietet, damit der Schein entstehe, als sey das Urbild nicht mühselig nachgebildet, sondern wunderthätig in ein zweytes Selbst umgewandelt worden.

Der Uebersetzer darf sein Kunstbestreben als desto gelungener ansehen, je mehr er unter den urtheilsfähigen Lesern den der fremden Sprache kundigen, von Seiten der Treue, den unkundigen, von Seiten der Schönheit befriedigt, jenen in Erfassung der Urschrift fördert, diesen

für Entbehrung derselben entschädigt, je mehr ihm das Lob gebührt, den Fremdling, dem er seine Zunge leihet, bey anders redenden Menschenkindern einheimisch, zum Gegenstande ihrer Liebe, Bewunderung, Nacheiferung gemacht, sein Daseyn erweitert, verjüngt, seine Sprache, wenn sie etwa schon erstorben ist, neu belebt zu haben.

Es leidet keinen Zweifel, daß selbst Dichter und Redekünstler des ersten Ranges hinter Vollendetheit des Ausdrucks nicht selten zurückbleiben, indem sie statt des angemessensten, welchen sie lange suchen müßten, den sich von selbst darbietenden wählen, auch wenn er den Gedanken nicht völlig erschöpft, oder wohl gar ungesagt lassen, was sie verzweifeln, schön sagen zu können. Von dieser Seite hat einen viel schwereren Stand der Uebersetzer, dem eine solche Anbequemung des Stoffes an die Form schlechterdings nicht gestattet ist, vielmehr obliegt, bereits vollkommen ausgeprägte Gedankenreihen auf das genaueste nachzuprägen, und die hiezu nöthigen Worte, es koste, was es wolle, herbeyzuschaffen. Da gilt es denn, mit Vorrathe an diesen für eintretendes Bedürfniß bey Zeiten sich zu versehen, nicht allein aus dem Schatze der jetzo gangbaren Sprache, sondern auch der ehemaligen und künftigen, da gilt es, das Unveränderliche des Redegebrauchs von dem Wandelbaren durch scharfe Abgränzung zu sondern, um, wo es noth thut, mit Kunstweisheit Veraltetes zurückzurufen, Neues zu schaffen.

Demnach wird man behaupten dürfen, daß zur Vervollkommnung einer Sprache musterhafte Uebersetzungen, wenn nicht mehr, doch gewiß nicht weniger beytragen, als musterhafte Urschriften. Hievon liegt ein starker Beweis darin, daß unsere jetzige Hauptsprache nicht durch ein urdeutsches Werk gegründet worden, sondern durch ein

verdeutschtes, in welchem Luther, um mit Klopstock zu reden, des Vaterlandes Sprache zu einer Sprache der Engel und Menschen bildete.

Die Vielheit der Sprachen bey'm Menschengeschlechte ist von unschätzbarem Werthe, weil hieraus in der Denk- und Empfindungs-Weise eine Mannichfaltigkeit entspringt, welche eine allgemeine Sprache, auch wenn sie die vollkommenste wäre, nicht zu erreichen vermögte. So fern aber eben dieselbe die Menschen nach Völkerschaften trennt, und die Geisteswerke der einen den andern unzugänglich macht, wäre sie ein Uebel, wenn es nicht eine Kunst gäbe, jene Trennung aufzuheben, die Uebersetzungskunst. Freylich sind selbst unter den gebildetsten Sprachen nicht wenige, welche sich Fremdzungiges nicht aneignen können, ohne es seiner Eigenthümlichkeit zu berauben; dagegen andere, welche die verschiedensten Tonweisen anzustimmen, den ungleichartigsten Formen sich anzuschmiegen wissen. Solcher eine ist die unsrige, von einer Bildsamkeit und Gefügigkeit, daß sie zur Vermittlerin aller übrigen ausersehen zu seyn scheint.

Verhält sich alles so: wie soll ich würdig einen Meister rühmen, dessen erste Verdeutschung der Odyssee Treue und Zierlichkeit in einem Grade vereinigte, wovon man früher keine Ahnung hatte. Doch war sie nur das Vorspiel der späteren des ganzen Homer und so vieler andern Dichter des Alterthums. Je weiter er in Kunst und Wissenschaft fortschritt, je tiefer er das Wesen unserer Sprache und ihr Verhältniß zur griechischen und lateinischen ergründete, je mehr er sich ihrer rhythmischen Kraft bemächtigte, desto höher steckte er sich das Ziel, desto strenger ward er in seinen Foderungen, desto hartnäckiger in seinem Fleiße, denselben zu genügen. Sollte

er bisweilen die Schönheit der Aehnlichkeit aufgeopfert, und der Wahrheit zu gefallen, die Lieblichkeit bisweilen gekränkt haben: so diente das Verfehlte nur, das Getroffene desto mehr zu heben, und die würdigen Männer, welche im Verdeutschen ihm nacheiferten, vor Mißbrauch seiner Grundsätze zu warnen.

So hat durch ihn und die Kraft seines Beyspiels bey uns die Uebersetzungskunst eine Richtung genommen, einen Umfang gewonnen, eine Höhe erreicht, daß wir nun im Stande sind, unser Kunstgebiet mit der Zeit über den ganzen Erdkreis auszudehnen.

In der That dürfen wir auf der betretenen Bahn nur fortschreiten, um nach und nach, was die entlegensten Zonen an Sprachwerken Schönes hervorgebracht haben, oder hervorbringen werden, auf unseren Boden, ich sage nicht, überzutragen, sondern zu verpflanzen, und hiedurch diesen in einen Garten umzuschaffen, in welchem des Nordens und Südens, des Ostens und Westens Erzeugnisse, ohne unter dem Einflusse unseres Himmels ihren heimathlichen Duft und Geschmack, ihre natürliche Farbe und Gestalt zu verlieren, fröhlich neben einander gedeihen, zur Freude und Wonne der Weisen und Dichter aller Zeiten, welche, durch das Band einer Zunge verknüpft, in unsern Eichenhainen als Landesleute einherwandeln, wie verschieden an Abstammung und Mundart, an Sitte und Tracht, an Stimme und Geberde sie auch seyn mögen.

Bleibe nach wie vor, der Höfe und Vornehmen gemeinsame Sprache die französische, der Gelehrten die lateinische. In anderem Sinne ist die unsrige bestimmt, gemeinsame Musensprache des menschlichen Geschlechts zu werden. Hierzu sie geweihet zu haben, darin besteht das

unsterbliche Verdienst des unvergleichlichen, des nie genug zu preisenden Voß.

So viel hievon. Nunmehr wende sich die Rede nach einer andern Himmelsgegend. Denn gleichwie der Künste Fürstin die Poesie, so ist Königin der Wissenschaften die Philosophie. Auch diese bekam in jener großen Zeit neuen Schwung unter uns und höheren als jemals — durch

Kant.

Die Freyheit des Willens, die Heiligkeit des Sittengesetzes, den Glauben an Gott und Unsterblichkeit gegen alle Angriffe des grübelnden Verstandes auf immer, dar in Sicherheit zu stellen, erkannte er für seinen Beruf. Was kann der Mensch wissen? Was soll der Mensch thun? Was darf der Mensch hoffen? das sind die Fragen, auf deren Lösung er sein Leben verwandte. Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntniß, das ist, einer solchen, die mit Einsicht in ihre nothwendige Wahrheit verbunden ist, lehrte er, kann etwas werden, sofern es nach unveränderlichen Regeln erscheint, das will sagen, sofern es nicht allein in das Gebiet des Denkens fällt, sondern auch der Anschauung, nicht allein den Verstandesgesetzen der Einstimmung, des zureichenden Grundes, der Ursächlichkeit unterworfen, sondern auch, den Foderungen der Sinnlichkeit gemäß, an die Formen des Raumes und der Zeit geknüpft ist. Denn jene Gesetze und diese Formen kommen uns nicht von außen zu, sondern wurzeln in der Einrichtung der menschlichen, zweyen Welten angehörigen Natur. Was also denselben gemäß, durch bündige Verknüpfung der Be-

griffe über Gegenstände der Erfahrung ausgemittelt wird, besitzt eine untrügliche und von der Gewährleistung der nur den Stoff darbietenden Erfahrung unabhängige Gewißheit; aber wohl zu merken, nur für uns, nicht für außerirdische, vielleicht ganz andere Denkgesetze anerkennende, vielleicht an ganz andere Anschauungsformen gebundene Vernunftwesen, aber wohl zu merken, auch für uns, nicht in Beziehung auf das, was die Dinge an sich sind, sondern nur auf die Art und Weise, wie wir dieselben aufzufassen genöthigt werden. Hierauf beschränkt sich für Menschen wissenschaftliche Erkenntniß, mit Ausschlusse dessen, was sich nicht unter Figur und Zahl, unter Maß und Gewicht bringen läßt, was als etwas bloß Gedenkliches nicht erscheinen kann, nicht Gegenstand möglicher Erfahrung ist.

Zu Dingen dieser Art gehören Seele, Welt, Gott.

Ob also die Seele etwas Einfaches sey oder Zusammengesetztes, etwas Sterbliches oder Unsterbliches, ob die Welt ewig sey oder vergänglich, begränzt oder unbegränzt, Werk der Nothwendigkeit oder des Zufalls oder der Kunst, ob die Gottheit ein nur mögliches oder wirkliches Wesen sey, und im letzten Falle ein inweltliches oder außerweltliches — über diese und ähnliche Fragen läßt sich durch Forschung nichts ausmachen. Von den hierüber bisher aufgestellten oder künftig aufzustellenden Lehrbegriffen ist keiner probehaltig, und jeder Versuch, den einen oder andern derselben zu erweisen oder zu widerlegen, als in lauter Widersprüche verwickelnd eitel. Was also kann der Mensch wissen d. i. als allgemein und nothwendig wahr erkennen? Nur, was in das Gebiet der Größenlehre, der mecha-

unsterbliche Verdienst des unvergleichlich
zu preisenden Voß.

So viel hievon. Nunmehr
einer andern Himmelsgegen
Künste Fürstin die Poesie, so
die Philosophie. Auch … erhalb der
Zeit neuen Schwung v … esetze der Ursächlichkeit,
— durch … in offenbarem Widerspruche steht.

… der Möglichkeit nach, etwas schlechthin
Die Freyhe … dennoch als unmittelbare Thatsache des
tengesetzes, de … von unerschütterlicher Zuverlässigkeit, wo-
gen alle An … unwiderleglichen Einreden des grübelnden
dar in S … nichts verfangen. Ist nun der Mensch von
ruf … seines Willens frey: so entsteht die Frage: wie
Men … diese Freyheit zu gebrauchen? was soll er thun?
die … Hierauf giebt Antwort die Stimme des Gewissens,
f … durch Aufstellung eines unbedingten Pflichtgebots, welches, wie sehr auch die Neigung widerstreben möge, unverweigerlichen Gehorsam fodert. Aus einer ganz einfachen Formel, welche den Inhalt jenes Pflichtgebots auch dem gemeinsten Verstande kenntlich und einleuchtend macht, läßt sich unter dem Beystande der Erfahrung, doch ebenfalls unabhängig von ihrer Gewährleistung, eine Sittenlehre aufbauen, die an Bündigkeit und Gewißheit der Geometrie nicht nachsteht. Von dieser ist ein wesentliches Stück die Lehre vom höchsten Gute, außer welchem für ein vernünftig sinnliches Wesen nichts begehrenswerth seyn kann. Dasselbe hat zwey Bestandtheile, deren einer in stets fortschreitender

…nd darin bleiben. Für wen ist er

… Den Unterschied zwischen ewi-
…ten, d. i. zwischen solchen,
… die Möglichkeit des Ge-
… welche wie geschicht-
… Gegentheils zulas-
…wur… …icher anerkannt.
…o, welche von … r Meister uns
…rklichung des höchsten Gu… seine Zu-
sondern im Allgemeinen zu fördern, verbürgt … Puncte
die Bedingung, ohne welche diese Foderung nicht … schon
lingen kann — die Unsterblichkeit der Seele und das
Daseyn Gottes, d. i. eines heiligen, allmächtigen, all-
weisen Urwesens, von welchem allein ein Weltplan wie
der beschriebene herrühren kann. Hiemit beantwortet
sich die dritte Frage: was darf der Mensch hoffen?

Wie unvollständig diese Darlegung des Kantischen Lehrbegriffs auch ist: so kann sie doch dienen, euch die Theilnahme begreiflich zu machen, welche derselbe erregte. Diese war größer und allgemeiner als vielleicht je einer bey seinem ersten Erscheinen sich zu erfreuen gehabt hat: denn sie beschränkte sich nicht auf die Philosophen, sondern erstreckte sich auf die Wissenschaftlichen jedes Faches; sie ergriff nicht allein die Gelehrten, sondern auch außerhalb der Schule unzählige Menschen jedes Standes, Berufes, Geschlechtes bis zu dem unmündigen Alter herab. Fehlte es doch unter jenen nicht an solchen, welche aus Verbreitung der neuen Lehre eine völlige Umgestaltung nicht nur aller Wissenschaften sondern aller Lebensverhältnisse weissagten, sahe man unter diesen doch selbst Weiber und Kinder, welche auf

nischen und chemischen Naturlehre fällt, nichts aber von dem, was zu wissen ihm am meisten noth thut.

Aber der Mensch ist nicht allein ein denkendes Wesen, sondern auch ein handelndes, und als solches mit Willensfreyheit begabt. Diese besteht in dem Vermögen, unabhängig von sinnlichen Antrieben sich in seiner Thätigkeit selber zu bestimmen, und Veränderungen hervorzubringen, deren Anfangspunct in ihm ist. Da jenes Vermögen außerhalb der Erscheinungswelt liegt, ja mit dem Gesetze der Ursächlichkeit, dem diese unterworfen ist, in offenbarem Widerspruche steht: so ist es, selbst seiner Möglichkeit nach, etwas schlechthin Unbegreifliches, dennoch als unmittelbare Thatsache des Bewußtseyns von unerschütterlicher Zuverlässigkeit, wogegen die unwiderleglichen Einreden des grübelnden Verstandes nichts verfangen. Ist nun der Mensch von Seiten seines Willens frey: so entsteht die Frage: wie hat er diese Freyheit zu gebrauchen? was soll er thun?

Hierauf giebt Antwort die Stimme des Gewissens, durch Aufstellung eines unbedingten Pflichtgebots, welches, wie sehr auch die Neigung widerstreben möge, unverweigerlichen Gehorsam fodert. Aus einer ganz einfachen Formel, welche den Inhalt jenes Pflichtsgebots auch dem gemeinsten Verstande kenntlich und einleuchtend macht, läßt sich unter dem Beystande der Erfahrung, doch ebenfalls unabhängig von ihrer Gewährleistung, eine Sittenlehre aufbauen, die an Bündigkeit und Gewißheit der Geometrie nicht nachsteht. Von dieser ist ein wesentliches Stück die Lehre vom höchsten Gute, außer welchem für ein vernünftig sinnliches Wesen nichts begehrenswerth seyn kann. Dasselbe hat zwey Bestandtheile, deren einer in stets fortschreitender

Sittlichkeit bis zur völligen Unterordnung der Neigungen unter die Vernunft besteht, der andere in verhältnißmäßig zunehmender Glückseligkeit. Jene kann in einem endlichen Leben ihr Ziel nicht erreichen, diese nur Statt finden, wenn der Weltplan mit sich bringt, daß jeder in dem Maße des Wohlseyns theilhaftig werde, in welchem er sich durch uneigennütziges Streben nach Tugend desselben würdig macht. Eben die Stimme des Gewissens also, welche von uns gebieterisch verlangt, die Verwirklichung des höchsten Guts nicht allein für uns sondern im Allgemeinen zu fördern, verbürgt uns die Bedingung, ohne welche diese Foderung nicht gelingen kann — die Unsterblichkeit der Seele und das Daseyn Gottes, d. i. eines heiligen, allmächtigen, allweisen Urwesens, von welchem allein ein Weltplan wie der beschriebene herrühren kann. Hiemit beantwortet sich die dritte Frage: was darf der Mensch hoffen?

Wie unvollständig diese Darlegung des Kantischen Lehrbegriffs auch ist: so kann sie doch dienen, euch die Theilnahme begreiflich zu machen, welche derselbe erregte. Diese war größer und allgemeiner als vielleicht je einer bey seinem ersten Erscheinen sich zu erfreuen gehabt hat: denn sie beschränkte sich nicht auf die Philosophen, sondern erstreckte sich auf die Wissenschaftlichen jedes Faches; sie ergriff nicht allein die Gelehrten, sondern auch außerhalb der Schule unzählige Menschen jedes Standes, Berufes, Geschlechtes bis zu dem unmündigen Alter herab. Fehlte es doch unter jenen nicht an solchen, welche aus Verbreitung der neuen Lehre eine völlige Umgestaltung nicht nur aller Wissenschaften sondern aller Lebensverhältnisse weissagten, sahe man unter diesen doch selbst Weiber und Kinder, welche auf

das unbedingte Pflichtgebot leben und sterben zu wollen feyerlichst betheuerten.

So schwärmerischen Beyfall erwarb sich der Stifter dieser neuen Satzungen durch die Bestimmtheit, womit er, wie keiner vor ihm, die Aufgaben, welche die Vernunftspähung zu lösen hat, bezeichnete, durch die Kühnheit, womit er es darauf anlegte, alle bisherige Lehrgebäude über die göttlichen und menschlichen Dinge umzustürzen, künftige zu untergraben, durch den Aufwand von Geisteskraft, den Umfang und die Tiefe der Forschung, womit er hiebey zu Werke ging, durch den Nachdruck, womit er den Freyheitsbegriff geltend machte, durch den Eifer, womit er auf uneigennützige Tugend drang und die Sittenlehre von jedem unlauteren Beysatze reinigte, endlich durch die Beschaffenheit seiner Sprache und Vortragsweise, welcher ein gewisses, räthselhaftes Helldunkel mit untermischten Spielen des Witzes und der Laune eigenthümlichen Reiz gaben.

Aber alle diese glänzenden Eigenschaften des Meisters vermogten nur auf kurze Zeit, über das Gebrechliche seiner Weisheit zu täuschen.

Manchem, der bis zum Mittelpuncte vorgedrungen war, um daselbst wohnhaft zu werden, fiel es je länger desto unerträglicher, die Natur zu einem dürftigen Anhängsel des armseligen Menschenhirns so schnöde herabgewürdiget zu sehen, als wäre die Erde ein Rundgemälde, welches für die außerhalb der Bude Stehenden gar nicht vorhanden ist, der gestirnte Himmel ein Guckkasten, dessen Prachtstücke verschwinden, wenn man das Augenglas zerbricht.

Ohne das Ding an sich, sagte ein anderer, kann niemand in den Tempel eingehen, und mit dem Dinge

an sich kann niemand darin bleiben. Für wen ist er denn aufgebauet?

Ein dritter sprach: Den Unterschied zwischen ewigen und zeitlichen Wahrheiten, d. i. zwischen solchen, welche, wie geometrisch gewisse, die Möglichkeit des Gegentheils ausschließen und solchen, welche wie geschichtlich ausgemachte, die Möglichkeit des Gegentheils zulassen — diesen Unterschied hat man von jeher anerkannt. Woher derselbe rühre, darüber verhieß der Meister uns ganz neue Aufschlüsse geben zu wollen, ohne seine Zusage erfüllt zu haben: denn wir sind in diesem Puncte durch ihn um nichts klüger geworden als wir schon vor ihm waren.

Da lobe ich mir doch, rief ein vierter, meine Stoiker: denn diese setzen in die unbedingte Unterwerfung der Sinnlichkeit unter die Vernunft nicht etwa der Güter höchstes sondern das vollständige Gut, dergestalt, daß ihrem Weisen ein einziger Augenblick, welcher ihm das Bewußtseyn vollendeter Gesetzlichkeit des Wollens giebt, mehr werth ist als ein tugendloses Leben ohn' Ende, worauf der liebe Kant uns vertröstet.

Ein höchstes Wesen, sagte ein fünfter, welches nichts zu thun hat als Sorge zu tragen, daß auf den verschiedenen Stufen des Daseyns, eins in das andere gerechnet, jeder von uns desto lustiger lebe, je würdiger er sich des Genusses der Lust macht, möchte wohl eher den Namen eines Götzen verdienen als eines Gottes, weil der Glaube daran die Reinheit der Sittlichkeit in ihrer Quelle trübt.

Wohl gesprochen! fiel ein sechster ein: denn wer da sagt: Um der Glückseligkeit, worauf dein Wunsch und Wille gerichtet ist, o Mensch! theilhaftig zu werden, darfst du nicht nach ihr unmittelbar streben, sondern nur nach

Erfüllung deiner Pflicht, deren Lohn sie ist, — sagt er etwas anderes als dieses: Um deine Bestimmung zu erreichen o Mensch! liegt dir ob, aus Eigennutze uneigennützig zu handeln? Und wenn das nicht ungereimt ist, was verdienet denn diesen Namen sonst?

Anlangend die Willensfreyheit, sprach ein siebenter, wenn diese nur in dem Vermögen besteht, unabhängig von sinnlichen Triebfedern das Vernunftgebot zu vollziehen, nicht aber zugleich in dem Vermögen, kraft unserer Selbstthätigkeit dem Vernunftgebote zuwider, den Lockungen der Sinnlichkeit zu folgen: so wird ja die Zurechnung der unsittlichen Handlungen, mithin der Gegensatz zwischen recht und unrecht, zwischen gut und böse aufgehoben; und wenn außerdem besagte Willensfreyheit so angethan ist, daß sie weder von Seiten ihrer Wirklichkeit durch Erfahrung sich bewähren, noch von Seiten ihrer Möglichkeit mit dem Verstande sich begreifen läßt: so scheint sie wahrlich nicht viel mehr als gar nichts zu seyn.

Durch solche Einreden mußte die Weisheit von ihren eigenen Kindern sich rechtfertigen lassen; denn schwerlich erhoben sich Kant's Jünger mit solcher Kühnheit über ihren Meister, hätte er nicht selber ihnen hiezu die Denkkraft gestärkt, und Muth eingeflößt; hätte er nicht in ihnen das Bedürfniß eines Wissens erregt, wovon sie ohne ihn vermuthlich nie würden Ahnung bekommen haben. Je länger desto mehr wuchs und verbreitete sich die Ueberzeugung, daß eine allgemein gültige Philosophie noch nicht vorhanden, am wenigsten die Kantische dafür anzusehen sey, daß aber eine solche mit Hülfe dieser zu Stande gebracht werden könne, und, es koste was es wolle, zu Stande gebracht werden müsse.

So häuften sich binnen kurzer Frist Lehrbegriffe auf

Lehrbegriffe, wie in Ariosto's rasendem Roland Märchen sich auf Märchen häufen,

Die reizend unterhalten und zuletzt
Wie lose Worte nur verklingend täuschen.

Während nun mitten unter diesen gewaltigen Bestrebungen um das eine, was noth thut, dort der greise Kant, schon der Schwelle des Grabes nahe, feyerlichst betheuerte, daß der von ihm erfundenen kritischen Philosophie kein Wechsel der Meinungen, keine Nachbesserungen oder ein anders geformtes Lehrgebäude bevorstehe, sondern, daß sie auf einer völlig gesicherten Grundlage ruhend, auf immerdar befestigt, und auch für alle künftige Zeitalter zu den höchsten Zwecken der Menschheit unentbehrlich sey — erhob ihm gegenüber mit großem Nachdrucke seine beredte Stimme

Friedrich Heinrich Jacobi,

darzuthun, eine allgemein gültige Philosophie setze offenbar eine Wissenschaft des Wissens voraus; eine solche aber sey etwas Unmögliches, da aller wissenschaftlichen Erkenntniß Urquell nicht ein erweisbares Wissen sey, sondern ein unerweisliches Glauben, d. i. ein in ursprünglichen Thatsachen des Bewußtseyns, in unmittelbaren Zeugnissen des Gewissens wurzelndes, sich selbst verbürgendes Fürwahrhalten. Jene Thatsachen begrifflicher Erörterung, diese Zeugnisse prüfender Forschung unterwerfen zu wollen, sey ein völlig eiteles, sich selbst zerstörendes Unternehmen, welches unvermeidlich in lauter Widersprüche verwickele, und weit entfernt, die uns nöthige Einsicht in die göttlichen und menschlichen Dinge zu begründen, dieselbe vielmehr erschüttere, namentlich gelte dieses der Lehre vom Daseyn Gottes, als eines mit Bewußtseyn und Persönlichkeit begabten Urwesens

von unendlicher Macht, Weisheit und Liebe, welches durch einen freyen Entschluß seines Willens die Welt hervorgebracht habe, und sie nach unverbrüchlichen Gesetzen regiere, anordnend, was im Reiche der Natur geschehen könne und müsse, im Reiche der Freyheit geschehen dürfe und solle; wie Gott der Urgrund alles Seyns, des nothwendigen wie des wirklichen, des wirklichen wie des möglichen, so sey der Glaube an Gott der Urgrund alles Denkens und Erkennens, alles Wollens und Handelns, alles Empfindens und Begehrens, der Anfang und das Ende aller künstlerischen, wissenschaftlichen, sittlichen Bestrebungen nach dem Schönen, Wahren, Guten; jener Glaube ruhe, freylich mit unendlichen Abstufungen der Klarheit und Innigkeit, in allen menschlichen Seelen und nicht nur in diesen, sondern auch in allen endlichen mit Vernunft und Willenskraft begabten Geistern, und verbinde diese sämmtlich unter einander und mit uns zu einer Genossenschaft, nicht anders als jene vom Mittelpuncte des Weltgebäudes ausgehende Kraft alle Körper der Himmelsveste zusammenhalte, — nach dem Zeugnisse des Dichters, welcher singt:

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen;
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne;

Auf allen diesen Welten, Leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern;
Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes;

jenen Glauben zu beleben, zu befruchten, zu entwickeln, vielfältigst anzuwenden, erkenne echte Weisheit für ihren heiligsten Beruf; denselben aber durch etwas angeblich

tiefer Liegendes unterstützen, aus etwas angeblich Vorgängigem ableiten oder folgern zu wollen, sey der Gipfel der Afterweisheit, deren Verkehrtheit eben darin sich zeige, Unerkennbares erkennen zu wollen, ohne Vernehmbares vernehmen zu können. — — So lehrte Jacobi. — Schwerlich war des würdigen Mannes Absicht, den erwachten Geist wissenschaftlicher Spähung einschläfern, oder als einen Irrgeist anfeinden zu wollen, da er in diesem Falle etwas sehr Schädliches unternommen hätte. Denn gesetzt auch, es habe keine der bisherigen Vernunftlehren ihren Zweck erreicht: so ist doch gewiß unter ihnen keine, welche nicht, so fern sie Werk redlicher und gründlicher Forschung ist, die Kunde der göttlichen und menschlichen Dinge bereichert oder berichtiget hat. So hat Kant freylich nicht gefunden, was er sein Leben lang suchte; aber wie vieles andere, was er vielleicht nicht suchte, dergleichen jene von ihm aufgestellten Erklärungen des Schönen und Erhabenen sind, welche wissenschaftliche Kunstlehre erst möglich gemacht haben. Sein Beyspiel also, weit entfernt, die Vernunftspähung zu verleiden, bezeugt vielmehr den unschätzbaren Werth derselben. Eben das gilt von den großen Denkern vor ihm und nach ihm, welche sämmtlich das Ziel verfehlten, wonach sie strebten, aber in Folge dieses Strebens uns zur Einsicht in die wichtigsten Dinge verholfen haben.

Wäre also wie gesagt Jacobi der Mann, welcher jenes Streben verhaßt oder verächtlich machen wollte; so verdiente er mehr den Namen eines Unphilosophen als eines Philosophen, dessen er doch höchst würdig ist, da er ja selber nur mit Hülfe umfassender Spähung zur Ueberzeugung von ihrer Unzulänglichkeit gelangt ist. Wer diese Ueberzeugung nicht mit ihm theilt, widerlege ihn

in der That durch Nachweisung oder Aufstellung einer allgemein gültigen Philosophie, welche nicht in Gefühlen wurzelt, sondern in Begriffen, nicht aus dem Glauben quillt sondern aus dem Wissen. Wer ihm aber beypflichtet, biete alle Kräfte auf, um jeder solchen Philosophie, welche sich für allgemein gültig ausgiebt, schwache Seiten abzugewinnen, ihre Blößen aufzudecken, ihre Unhaltbarkeit darzuthun.

Denn wisset nur, edle Jünglinge! so lange die beyden Parteyen einander kämpfend gegenüber stehen, deren eine darauf ausgeht, die Ansprüche des Wissens auf das Aeußerste zu treiben, die andere beflissen ist, diese in Schranken zu halten, um das Gebiet des Glaubens unversehrt zu bewahren, und die Gränzen desselben gegen unbefugte Eingriffe des grübelnden Verstandes zu schirmen und zu schützen, so lange wird echte Philosophie unter uns gedeihen, und je länger desto fröhlicher blühen, wogegen es um sie gethan wäre, wenn jemals eine jener beyden Parteyen vor der andern die Waffen streckte, oder wenn es je zwischen ihnen zu einem gütlichen Vergleiche käme, vermöge dessen jede ihr Wesen für sich triebe, ohne sich um die andere zu bekümmern. Nichts aber von dem allen ist zu besorgen, so lange Kant und Jacobi unter uns etwas gelten; der eine als Wortführer der das Glauben dem Wissen, der andere als Gewährsmann der das Wissen dem Glauben unterordnenden Weisheit.

Doch es ist Zeit von, ich weiß nicht soll ich sagen, von diesen überirdischen Höhen, hernieder, oder aus diesen unterirdischen Tiefen herauf zu steigen. Wie freuet

mich, sogleich hier eines Mannes ansichtig zu werden, welcher sich im irdischen Elemente besser zurecht zu finden wußte, als irgend einer unserer Philosophen im außerirdischen. Hiezu verhalf ihm, daß er, was für alle Lebensverhältnisse die Hauptsache ist und vorzugsweise gesunder Verstand genannt wird, in höchster Vollkommenheit besaß. Dieser diente ihm, was nur in den Kreis seiner Anschauung fiel, mit Bestimmtheit aufzufassen, und sich eine gründliche Erfahrung zu erwerben, welche für ihn von desto größerem Werthe war, da er nach dem Willen der Natur und den Fügungen des Geschickes nicht ein beschauliches Leben führen sollte, sondern ein werkthätiges.

Dir ist Sparta beschieden, pflege es, sagt ein griechisches Sprichwort, uns zur Begnügsamkeit mit unserem Loose und zur Treue in unserem Berufe zu ermuntern. Jenes Ehrenmannes Sparta war ein kleines Hochstift, welches er als vornehmster Beamter zu verwalten, ja zu regieren hatte, und dessen Wohlfahrt bestens zu besorgen, er als die Aufgabe seines Lebens anerkannte. Wie kurz und schmal das Ländchen auch war, so bot es doch sehr verwickelte Verhältnisse dar, kirchliche und bürgerliche, welche dem Vorsteher desselben mächtige Antriebe gaben, den Kreis seiner Forschungen je länger je mehr zu erweitern. Was hiebey ihn vor Irrthum schützte und nicht selten zur Entdeckung verborgener Wahrheit führte, war, daß er Beobachtung des gegenwärtig Wirklichen als die Quelle ansah, woraus er all sein Wissen zu schöpfen, gründliche Amtsführung als den Zweck, worauf er es zu beziehen habe. Aus dieser Unterordnung der Gelehrsamkeit unter die Geschäftsthätigkeit, des Denkens unter das Handeln entsprang in

ihm eigenthümliche Auffassung des Wissenschaftlichen. Indem er nun die Stunden spärlicher Muße benutzte, sich durch die Feder mitzutheilen, ward er ein eben so vortrefflicher Schriftsteller wie er ein musterhafter Beamter war.

Löblich ist das Streben der Schulweisheit, von dem Brauchbaren auszusondern das Wahre; aber nicht weniger löblich ist das Streben der Lebensweisheit, von dem Wahren auszusondern das Brauchbare. In dieser bewährt er sich als einen der vorzüglichsten Meister. Aber freylich! je köstlicher eine Wahrheit ist, desto unscheinbarer pflegt sie zu seyn, gleich einem rohen Diamant, dessen Werth erst in die Augen leuchtet, wenn er geschliffen ist, und in alle Farben spielet. Herrlich also, daß in unserm Weisen mit tüchtiger Gesinnung und kräftigem Verstande sich reicher Witz vereinigt fand, dem seine Werke eine der Gediegenheit ihres Inhalts würdige Form verdanken. Jene unter dem Namen sokratischer Ironie so wohl berufene Gabe scherzender und spottender Verstellung besaß er in hohem Grade, und wendete sie gern und glücklich an, um seinen Darstellungen etwas Räthselhaftes zu geben, welches nicht allein die Wißbegierde weckt sondern auch die Neugierde spannt, und dessen Lösung nicht weniger belehrend als ergötzlich ist. Hiebey kam ihm trefflich zu Statten seine Gewalt über die Sprache, welche er in Spielen des Scherzes und der Laune nicht weniger geschickt zu handhaben weiß als in den ernstesten Mittheilungen.

In einem der früheren Vorträge lenkte ich eure Aufmerksamkeit darauf hin, daß in den beyden nächsten Jahrhunderten nach dem Verfalle des Helden- und Liebes-Gesangs bey unseren Vorfahren an Stelle des romanti-

schen Schwunges Neigung zum Lächerlichen, Spaßhaften, Drolligen, Stachelichten trat. Jenem Zeitraum gehört Reineke Fuchs, gehört alles an, was Lessing sammlen, und unter dem Namen: Altdeutscher Witz und Verstand, von neuem in Umlauf bringen wollte. Wie sehr ist es zu bedauern, daß ein solcher Schatz von solchem Schatzgräber nicht gehoben worden. Auch für unseren Volksweisen haben wir es zu beklagen, da die Fülle neudeutschen Witzes und Verstandes, womit er uns beschenkt hat, bey einer Vergleichung mit jener altdeutschen gewiß nicht verloren hätte. Ohne hiebey zu verweilen, sage ich getrost: Wem irgend, sey er geistlichen oder weltlichen Standes, sey er Fürst oder Unterthan, Handwerker oder Künstler, Edelmann oder Bauer, Kriegesmann oder Kaufmann, Gelehrter oder Beamter um heimische Bildung von probehaltiger Gediegenheit zu thun ist, der wird bey ihm reichlich seine Rechnung finden.

Gewiß fragt niemand von euch, wer denn der treffliche Mann sey, den ich kein Bedenken trage als Muster deutscher Feinundbravheit aufzustellen. Wer könnte es denn anderes seyn als

Justus Möser,

wie er in den patriotischen Phantasieen, in seinen Sendschreiben und Abhandlungen erscheint?

Seine osnabrückische Geschichte, obwohl Bruchstück geblieben, hat doch ebenfalls sehr bedeutende Wirkungen hervorgebracht, da sie wesentlich beygetragen, der Rechtsgelehrtheit die geschichtliche Richtung zu geben, welche sie neuerdings unter uns genommen hat. Vielleicht bringt sie einst noch größere hervor, wenn, was er in der Vorrede von Behandlung der deutschen Geschichte

sagt, früher oder später in einem Wurzel faßt, welcher von der Natur selbst zum Geschichtschreiber berufen ist, wie der es war, zu welchem ich nunmehr übergehe.

Johannes Müller.

Diesen zeichnet nichts kenntlicher aus als begeisterte und begeisternde Liebe für gerechte Verfassung, regester Eifer, durch Erforschung der Zeiten auszumitteln, was im Thun und Streben der Staaten und Menschen eitel sey und was wesentlich, unermüdlicher, durch wunderwürdiges Gedächtniß unterstützter Fleiß, der ihm von frühe an eine von Tage zu Tage sich erweiternde, eben so gründliche als umfassende Gelehrsamkeit erwarb. Hiezu gesellte sich in ihm eine ungemein lebendige, höchst bewegliche Einbildungskraft, welche ihn fähig machte, sich in die ungleichartigsten Zustände, in die verschiedensten Denk- und Empfindungs-Weisen zu versetzen, und die Erscheinungen des Menschenlebens, welche seine Theilnahme weckten, in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen — unentbehrlich für einen Geschichtschreiber, um jene unter scheinbarer Einförmigkeit des Weltlaufs sich regende Mannichfaltigkeit zu veranschaulichen, welche eben so anziehend und fruchtbar ist, als ermüdend und langweilig das ewige Einerley, welches die Außenseite darbietet.

Daß in allen gesellschaftlichen Einrichtungen, öffentlichen und häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen; daß in bedeutenden Ereignissen und hervorragenden Persönlichkeiten immer und überall ein Gemisch des Guten und Schlimmen vorhanden ist, wovon das eine für das andere weder verblenden noch verstimmen darf, diese tief in seiner Seele gegründete, unablässig wirksame Ueberzeugung ist die Quelle seiner musterhaften Unparteylichkeit.

Daher kam, daß er, obwohl von Herzen Christ, den Mahomed lobpries, obwohl eifriger Protestant, das Papstthum verherrlichte, obwohl entschiedener Widersacher des Gewissenszwangs, den Untergang des Jesuiterordens beklagte, obwohl Bewunderer römischer Volksgröße, den Cäsar leidenschaftlich liebte, obwohl von Geburt und Gesinnung ein freyer Eidgenosse, dem österreichischen Hause vieljährige Dienste weihete, in Verehrung Friederich's niemanden wich.

»Man findet so selten, sagt er, bey dem Ruhm des wichtigsten Mannes in der Geschichte den Ruhm des besten Mannes, und so oft entstehen die größesten Dinge aus unvorhergesehenen Ursachen, auf daß die Nationen gewahr werden, die Wage ihres Glücks werde nicht gehalten von sterblicher Hand.«

In dieser verborgenen Macht betete er allwaltende Vorsehung an, welche, ohne menschlicher Willensfreyheit Fesseln anzulegen, im Geisterreiche unverbrüchliche Ordnung aufrecht erhält, wie im Reiche der Natur. Dieser Glaube, den mit solcher Innigkeit wie er, wohl nur wenige hegen, weit entfernt, ihn zu frömmelnder Entstellung der Thatsachen oder verwegener Deutung der göttlichen Rathschlüsse zu verleiten, diente nur, ihn bey seinen Forschungen frisch und munter zu erhalten, und seiner Erzählung nicht selten jenen andächtigen Schwung zu geben, der über das traurige Loos der Menschheit beruhigt, tröstet, indem er den Blick auf Jenseitiges erweitert.

Im Vorgefühle der verhängnißvollen Begebenheiten, welche Europa in seinen Grundfesten erschütterten und umgestalteten, unternahm er schon als Jüngling, die Geschichte seines Vaterlandes zu beschreiben, um seine Mitbürger und Landesleute zu rühmlicher Bestehung

der schweren Prüfungen, in die sie gerathen könnten, mit Kunde ihrer Vergangenheit auszurüsten, und durch Aufstellung warnender und nachahmungswürdiger Beyspiele ihrer Altvorderen anzufeuern.

Der schweizerische Boden mit seinen Höhen und Tiefen, seinen Gletschern und Rebenhügeln, seinen Aeckern und Triften, seinen Wiesen und Schluchten, seinen Flüssen und Seeen ist gleichsam eine Musterkarte aller Himmels- und Erd-Striche. Nicht weniger mannichfaltig waren von Alters her die gesellschaftlichen Einrichtungen seiner Bewohner. Wie nun mitten in diesem Gewimmel so vieler dem Reiche theils unmittelbar theils mittelbar angehöriger, mehr oder minder abhängiger Städte und Dörfer, Klöster und Stifter, Ritterburge und Bauerhöfe drey kleine Bezirke in eine Eidgenossenschaft zusammentrafen, wie diese sich allmählich erweiterte, und durch Klugheit daheim, durch Tapferkeit im Felde, je länger je mehr gedeihend, das Haus Oesterreich schreckte, demüthigte, seiner Stammgüter beraubte, zur Abschließung eines ewigen Friedens nöthigte, von dem an dem Könige von Frankreich befreundet, die burgundische Macht brach, das Schicksal der Lombardey entschied; hierauf im Glanze höchsten Heldenruhms von dem Schauplatze der großen Welthändel abtrat, und in unangetasteter Würde und Selbständigkeit, nach Beylegung der kirchlichen Zwiste, drittehalb hundert Jahre friedlicher Verwaltung und gesegneten Wohlstandes genoß — dieses zu zeigen, war die Aufgabe, nämlich so, daß zwar das Gemeinsame die Hauptsache bliebe, daneben aber jede Ortschaft nach dem Verhältnisse ihrer Bedeutsamkeit für das Ganze als ein für sich bestehendes Gemeinwesen hervorträte, in welchem sich das kirchliche und bürgerliche Leben in ei-

genthümlichen Richtungen und mannichfaltigst verschlungenen Verhältnissen bewegte.

Bedeutend wurde die Lösung dieser Aufgabe erschwert nicht durch Mangel sondern Ueberfluß an Quellen. Die gewissenhafte Gründlichkeit, womit er die Masse der ihm zu Gebote stehenden Urkunden, Denkschriften, Nachrichten, Sagen durchforscht hat, verdient nicht geringe Bewunderung, weit größere aber die Geisteskraft, womit er den unermeßlichen Stoff zu beherrschen wußte, ich meine jene Geschicklichkeit, allem und jedem scheinbar noch so Geringfügigen anmuthende Seiten abzugewinnen, und so bey aller Umständlichkeit nie zu ermüden, ich meine jene Lebensfülle der Darstellung, als wäre er auf den Schlachtfeldern und in den Rathhäusern, in den Kirchen und Klöstern, in den Zellen der Einsiedeler und in den Gemächern der Fürsten überall gegenwärtig gewesen, nicht allein als Augen- und Ohren-Zeuge, sondern auch als Herzenskündiger, welcher das Innere der Sprechenden und Handelnden durchschauete.

Die verschiedenen Völker, als da sind Römer, Gothen, Hunnen, Burgunder, Franken, welche seit Cäsar bis auf Chlodwig das Schweizerland beherrscht oder durchzogen haben, seine Verhältnisse zu Deutschland, Frankreich und Italien, die an den Gränzen desselben gehaltenen Kirchenversammlungen geben häufige Anlässe zu Nebenerzählungen, welche den Blick bald seitwärts bald vorwärts bald rückwärts in unübersehliche Weiten ausdehnen, ohne zu verwirren, da das Rütli der feste Punct bleibt, von wo aus er die Welt bewegt, um den Zusammenhang zwischen dem Größten und Kleinsten, dem Nähesten und Fernesten vor Augen zu stellen, und zu Gemüthe zu führen.

Diese Einschaltungen zeigen, daß er in der

Kunde des Fremden nicht weniger bewandert war als des Heimischen. In der That strebte er vom zwanzigsten Lebensjahre an, sich des Gebietes der Geschichte im ganzen Umfange zu bemächtigen. Als Früchte dieses Strebens befinden sich in seinem schriftlichen Nachlasse unter dem Namen rerum humanarum libri triginta geschichtliche Auszüge aus nicht weniger als 1733 Schriftstellern alter und neuer Zeit. Die hier gehäuften Stoffe zu einem Gemälde zu verarbeiten, worin jedes Volk, und in jedem Volke jeder in Geschäften des Krieges oder Friedens, in Kunst oder Wissenschaft hervorragende Mann die ihm gebührende Stelle einnehme, nach dem Guten oder Schlimmen, was er wollte, nach dem Wohl oder Wehe, welches er angerichtet, nach der Dauer und dem Umfange der Erfolge, welche er hervorgebracht hat, war der geliebteste seiner Lebensplane, den er bis an seinen Tod hegte. Zur Ausführung desselben wollte er nach Vollendung der Schweizergeschichte schreiten, mit Hinzufügung eines geschichtlichen Büchersaals, welcher die Quellen, woraus er geschöpft, nachweisen, und Erörterungen einzelner Puncte enthalten sollte. Welch' ein unersetzlicher Schade ist die Nichtausführung dieses Plans! Untersuchungen, wie die euch bekannten über den Cid und die Zeitrechnung der alten Völker, würden den bändereichen Anhang gefüllt haben. Einen Begriff des Hauptwerkes, was es werden sollte, geben seine vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte europäischer Menschheit. Diese hatte er bereits im sechsundvierzigsten Lebensjahre, dem dreyzehnten vor seinem Tode, ausgearbeitet, aber zurückgehalten, selbst in seinem Vermächtnisse nur theilweise der Herausgabe würdig erklärt. Hieraus erhellet genugsam, daß

sie unter dem, was ihm als Ziel vorschwebte, vermuthlich viel weiter geblieben sind, als sie über alle ähnliche Versuche hervorragen, da sie nicht allein in dem, was sie ausdrücklich erzählen, sondern auch in dem, was sie durch Hervorhebung bezeichnender Nebenumstände, durch Anspielungen und Wendungen, ja durch einzelne Beywörter andeuten, einen in der That unerschöpflichen Gehalt besitzen, der jede wiederholte Lesung mit neuen Entdeckungen, mit wichtigen Aufschlüssen lohnt.

Von Seiten der Darstellung haben sie Zusammendrängung des Mannichfaltigen durch Gedankenkürze und Sprachkürze mit der Geschichte der Schweiz gemein. Was ihnen in Vergleichung mit dieser an dramatischer Lebendigkeit abgeht, haben sie voraus an Ebenmaße und gleichförmiger Haltung, an leuchtender Ordnung und geründetem Sätzebau, an regelrechter Behandlung der Sprache in Auswahl der Worte und ihrer Verknüpfung.

Uebrigens durchdringt beyde Geschichtswerke gleicher Maßen jener aus Adel der Gesinnung, und heller Einsicht in das Wesentliche der menschlichen Dinge entspringende Eifer, welcher seine der Beredsamkeit angehörigen Werke beseelt und unwiderstehlich macht.

Unter diese begreife ich nicht allein die eigentlichen Reden, sondern auch die Vorberichte und Zueignungen, und außer diesen vorzugsweise die Reisen der Päpste und die Darstellung des Fürstenbundes. Durch diese Mittheilungen hat er die Bahn gebrochen, die wir zu verfolgen haben, um in Behandlung weltlicher Dinge zu einer eigenthümlich deutschen Beredsamkeit zu gelangen, welche von grie-

chischer, römischer, brittischer, französischer verschieden, doch mit keiner von diesen eine Vergleichung wird scheuen dürfen. Ist euch daran gelegen (und wem sollte es nicht?) das Wesen dieser Kunstform zu ergründen, und so weit jeder vermag, euch anzueignen: so sollt ihr jene Werke umblättern bey Nacht, umblättern bey Tage.

Er selber freylich verdankte die Eindringlichkeit seiner Rede weniger den Büchern als dem vielfältigen Umgange, den er pflog; der Liebe, womit er Eltern, Geschwister, Freunde, Mitbürger, Landesleute, Pfleger edler Kunst und Wissenschaft umfaßte; der Theilnahme, welche er den Ereignissen seiner höchst bewegten Zeit zuwendete, um sie in ihrem Entstehen zu ergreifen, in ihrem Fortgange zu beobachten, nach ihren Ursachen und Wirkungen zu würdigen; dem Eifer, über die wichtigsten Dinge die öffentliche Meinung zu leiten, Hohen und Niederen rathend, belehrend, ermunternd in ihren Bedrängnissen hülfreich zu werden.

Zeugniß hievon geben seine zahlreichen, unter den mannichfaltigsten Glückswechseln, in den ungleichartigsten Gemüthsstimmungen, an Menschen der verschiedensten Art gerichteten Briefe. Diese entfalten unter dem mächtigen Einflusse des jedes Mal gegenwärtigen Augenblicks einen Umfang der Einsicht, eine Vielseitigkeit der Bildung, eine Genialität des Geistes, eine Gewalt über die Sprache, eine an Gesinnung und Talent so reich begabte Persönlichkeit, daß ich kein Bedenken trage, sie den Briefen Cicero's an die Seite zu stellen, obwohl ihnen der sprudelnde Witz abgeht, der diesem zu Gebote stand.

So oft ihr nun in die Welt, welche sich in jenen

Briefen vor euch aufthut, hineinblicket, erwäget, daß nicht die Gunst des Glücks sie ihm erbauet, sondern daß er selber sie sich geschaffen hatte. Denn wisset nur,

> Wisset, ein erhabener Sinn
> Legt das Große in das Leben,
> Und er sucht es nicht darin.

Dieser Kernspruch bereitet meiner Rede willkommenen Uebergang zu dem, von welchem er herrührt, zu

Schiller.

In ihm war eine Mischung dichterischen und wissenschaftlichen Geistes, wie unter den bisher genannten in keinem, wie überhaupt wohl nur selten angetroffen wird.

Seinem philosophischen Streben verdanken wir jene tiefsinnigen Untersuchungen, worin er durch Bearbeitung der von Kant aufgestellten Begriffe des Schönen und Erhabenen unternahm, das Geheimniß der Kunst aufzuschließen. Schwer ist zu sagen, wem hiebey das größere Lob gebühre, ob dem einen, welcher auf das Gerathewohl Samenkörner ausstreuete, oder dem andern, welcher dieselben, durch seinen Geist belebend, zu so prächtigen und fruchtbaren Gewächsen auferzog.

Wie es sich hiemit auch verhalten möge: Schiller's ästhetische Werke sind für die reine Kunstlehre nicht weniger bedeutend als Lessing's für die angewandte, so, daß unter Leitung dieser beyden Führer mit der Zeit eine Philosophie des Schönen sich bey uns bilden kann, von einer Tiefe in der Grundlage, von einer Gediegenheit in der Ausführung, von einer Höhe und Weite des

Umfangs, daß sie mit den besten Lehrgebäuden in den strengen Wissenschaften sich wird messen können.

In der Natur der Sache lag, daß er seine Spähungen nicht auf das Kunstgebiet beschränkte, sondern auf den Zusammenhang göttlicher und menschlicher Dinge überhaupt ausdehnte, mit dem Absehen, in diesen zu einer Einsicht zu gelangen, welche die Bedürfnisse seines Herzens befriedigen, die Wahrhaftigkeit der inneren Stimme verbürgen könnte. Es gab eine Zeit, wo er diesen Zweck erreicht zu haben glaubte. Das waren die reichen und mächtigen Tage, welche seine Abhandlungen über Anmuth und Würde, über zwiefache Dichtung, über ästhetische Erziehung, und außerdem die schönsten und erhabensten seiner elegischen Lehr- und Sinn-Gedichte an das Licht brachten. Eben damals ersann er den Begriff einer Idylle »als eines völlig aufgelöseten Kampfes sowohl in dem einzelnen Menschen als auch in der Gesellschaft, einer freyen Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetze, einer zur höchsten sittlichen Würde hinauf geläuterten Natur; den Begriff einer Idylle, worin aller Gegensatz der Wirklichkeit mit dem Ideale vollkommen aufgelöset wäre, aller Streit der Empfindungen aufhörte, einer Idylle, deren herrschender Eindruck Ruhe wäre, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit, eine Ruhe, die aus dem Gleichgewichte, nicht aus dem Stillstande der Kräfte, die aus der Fülle, nicht aus der Leerheit flösse und von dem Gefühl eines unendlichen Vermögens begleitet wäre.« —

In einer Darstellung der Vermählung des Herkules mit der Hebe jenen Begriff, der vor ihm wohl in keines Menschen Herz gekommen war, zur Anschauung zu bringen, dieses Vorhaben begeisterte ihn so sehr, daß

er zur Ausführung desselben seine ganze Kraft, den ganzen ätherischen Theil seiner Natur aufbieten wollte, wenn er auch bey dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Kein Wunder! denn wen sonst würde er im Herkules geschildert haben, als sich selber, den nach des Lebens Krone ringenden, was in der Hebe anderes als den in der Wahrheit ihm zu Theil gewordenen Kampfpreis. Doch zu bald nur sollte die Begeisterung mit der Täuschung, woraus sie entsprungen, verschwinden, als er in der allgemein gültig geglaubten Weisheit eine völlig unhaltbare entdeckte. Von dem an ward er der Philosophie gram, wie so mancher vor ihm, welchem, um mit Lessing zu reden, das Ziel seines Nachdenkens die Stelle war, wo er des Nachdenkens müde ward.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freyheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Aus diesen, und ähnlichen Bekenntnissen erhellet, daß er an der Möglichkeit, das Räthsel der Welt zu lösen, früh verzweifelte, daß er, von der Wirklichkeit geschreckt, aufhörte, sie zu bekämpfen, vorzög, ihr zu entrinnen, daß er für das von der Wissenschaft ihm Versagte Ersatz suchte in der Kunst, und für entbehrte Erkenntniß der Wahrheit Entschädigung in der Pflege des Schönen — doch umsonst!

Denn ist, wie Platon lehrt, etwas Schönes nur in so fern schön als es das Göttliche zur Anschauung bringt: so verliert es ja offenbar allen Reiz für den, welcher nichts Höheres von demselben Unabhängiges anerkennt, wovon es Abglanz und Sinnbild ist. — Was sage ich:

es verliert allen Reiz — ich sollte sagen: es wird zur Pein, da ja wohl nichts herber ist, als zu sich sprechen zu müssen: Was dich, liebe Seele! in deinen reinsten Stunden entzückt, ist nichts als Wahn; dein Leben, wenn es seinen Gipfelpunct erreicht, ist nur ein Traum.

Natürlich also, daß die Qualen des Zweifels ihn bis in das Heiligthum der Kunst verfolgten, dieses ihm keine Freystatt dagegen gewährte.

Freylich ruft er uns zu:
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor;
Es ist in dir; du bringst es ewig hervor.

Wenn aber das Schöne und Wahre, das Gute und Heilige nur in so fern ist, als es von Menschenkindern bildend, forschend, wollend, handelnd hervorgebracht wird, und außerhalb des Bezirkes ihrer Hinfälligkeit keinen Bestand hat: so hört es ja eben dadurch auf, etwas Wesenhaftes zu seyn, so schrumpft es ja eben dadurch zu einer bloßen Erscheinung zusammen, welche, wenn ihr nichts zum Grunde liegt, was da erscheint, leerer Schein wird, folglich auf der untersten Stufe des Seyns stehet. Mit welchem Rechte verdient also den Namen eines Thoren, wer es außer sich sucht, da nämlich, wo allein es zu finden ist, in Gott, als dem lebendigen Urquell alles dessen, was künstlerische, wissenschaftliche, sittliche Begeisterung hervorzubringen vermag.

Den Glauben an Gott preiset und verkündiget er, doch ohne in der Innigkeit ihn zu besitzen, welche er verlangte, durch Wissenschaft stärken wollte, aber ge-

schwächt sah. Daher jener strenge Ernst, womit er Unberufene vor der Schulweisheit warnet, um nicht durch sie verlockt zu werden in die

doppelte Täuschung
Bald der gewähnten Gewißheit und bald des ergrübelten Zweifels;

daher jene tiefe Trauer über den Verlust paradiesischer Unschuld durch genossene Frucht des Baumes der Erkenntniß, daher jene bange Sehnsucht nach ungestörtem Seelenfrieden bey nur schwacher Hoffnung auf dereinstige Befriedigung derselben; daher mit einem Worte jene von hohem Seelenleiden entspringende Wehmuth, welche so viele seiner späteren Gesänge beseelt, und desto rührender, je mehr sie seine eigene Empfindung aussprechen.

Unter so gewaltigen Seelenkämpfen, in welchen bald der Kopf das Herz, bald dieses jenen besiegte, war Schiller zum siebenunddreyßigsten Lebensjahre gelangt, noch unentschieden über den von der Natur ihm angewiesenen Kunstberuf. Bis dahin hatte er sich als Philosoph und Geschichtschreiber hervorgethan; und als Dichter vornehmlich in der lyrischen und lehrhaften Gattung durch Werke, welche für desto vorzüglicher galten, je stärker und bestimmter sie seine Persönlichkeit ausprägten. Bey der Einsamkeit, wohin er sich frühe zurückgezogen hatte, entbehrte er der Beyhülfe einer reichen Erfahrung, und sahe sich zur Erkennung der Menschennatur großen Theils auf Bücher und auf Betrachtung seiner selbst beschränkt. Manchen mochte es daher befremden, daß er sich für die Gattung entschied, welche mehr als eine andere dem Dichter Selbstverläugnung auferlegt, mehr als eine andere vielseitige Berührung mit der Welt und

unmittelbare Anschauung mannichfaltiger Lebenszustände und Gemüthsarten erfodert — für die dramatische.

Seine Arbeit über den dreyßigjährigen Krieg versah ihn mit Stoffe zu den beyden großen Werken, welche in der Geschichte unserer Dichtkunst das Ende des abgewichenen Jahrhunderts verherrlichen. Die unsägliche Anstrengung, womit er sie langsam und mühselig zu Stande brachte, belohnte sich durch den glücklichsten Erfolg. Er zog, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, damals einen neuen Menschen an, da ihm durch die Stärke des Willens, die Hartnäckigkeit seines Fleißes, die Gründlichkeit seines Nachdenkens gelang, unter dem segensreichen Einflusse seines Freundes die seinem Streben entgegentretenden Schwierigkeiten, wenn auch nicht völlig zu überwinden, doch siegreich zu bekämpfen.

Schnell folgten nun die vier anderen Werke, welche in Verbindung mit jenen ihm unter den tragischen Dichtern aller Zeiten eine hohe Ehrenstelle auf immerdar sichern, und unter den unsrigen eine der höchsten.

Umsonst würde ich unternehmen, euch den Eindruck zu schildern, den sie bey ihrer ersten Erscheinung machten, die süße Gewalt, womit sie die Feinen und Braven alle ergriffen, auf wie verschiedenen Stufen der Bildung diese sich auch befanden. So mächtige Wirkung brachten sie hervor durch jenen aus Verschmelzung des Griechenthums und der Romantik mit heimathlicher Sinnigkeit entsprungenen Geist, welcher sie nach Stoff und Gestaltung, im Ganzen wie im Einzelnen, bis auf den Wortausdruck, bis auf Klang und Fall der Sylber beseelt.

Hiedurch geschah, daß jene seit Klopstock und Winckelmann weit und breit im Vaterlande geweckte Sehnsucht

nach einer eigenthümlich deutschen Kunstform von der Bühne herab zum ersten Male befriedigt wurde. Freylich hatte jene Kunstform schon früher ein größerer Meister ausgeprägt, aber mit einer Reinheit, für welche nur die Erlesensten empfänglich waren. Bey Schiller hat sie eine fremdartige Zuthat, deren sie bedurfte, um sich Anerkennung zu verschaffen, und Eingang in die Gemüther zu bahnen. Dieses Beywerk geht aus von seiner Persönlichkeit, die allerdings auch in seinen Bühnenstücken nicht selten so bedeutend hervortritt, daß der Mensch den Dichter überflügelt, die aber, weil sie höchst edel ist und der uns angestammten Empfindungsweise und Sinnesart völlig zusagt, für die Geweiheten nicht störend wirkt, und für die andern fördernd. So trugen selbst seine Mängel bey, seine Verdienste um unsere Bildung zu erhöhen. Dieß habt ihr stets mit Dank und Verehrung anzuerkennen, trotz derer, welche trachten, ihn, weil er vielleicht das Höchste nicht erreichte, in den Bezirk des Gemeinen hernieder zu ziehen. So schädlichem Streben, welches, wenn man ihm nicht steuerte, zur Folge haben würde, daß nirgendwo mehr etwas Ehrenwerthes übrig bliebe, sollt ihr widerstehen. Zu dem Ende empfehle ich, auch auf die Fremden zu blicken, wie er dort empfangen und gewürdiget wird. Versäumet keine sich euch darbietende Gelegenheit, mit unterrichteten Ausländern euch über ihn zu besprechen. In dem Maße als ihr ausmittelt, was jene mit Recht oder Unrecht an ihm loben und tadeln, werdet ihr erkennen, welchen Meister nicht nur Deutschland in ihm besitzt, sondern auch das gesammte Europa.

Schiller's Freund, welchen ich als den größeren Meister pries, der die uns eigenthümliche Kunstform zuerst in vollendeter Reinheit ausgeprägt habe, ist

Goethe.

Wohl nie hat es einen Dichter gegeben, welcher mehr als dieser beflissen gewesen, zum Selbstverständnisse zu gelangen, und über sich ausführlicher und unverholener gesprochen hat. Hiedurch sind seine Werke mit dem Fortschritte der Zeit klarer und deutlicher geworden; Er selbst ist noch wie vor unergründlich geblieben.
Vernehmet, wie ich das meine:

— Was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Wollt' Er in seinem innern Selbst genießen,
Mit seinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf seinen Busen häufen,
Und so sein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern;

Das wollte er; er wollte es ernstlich und standhaft. Mit Hülfe einer übermächtigen, durch Verstand, Witz, Welterfahrung, Herzensfülle, gründliche Wissenschaft, Begeisterungsfähigkeit für das Göttliche genährten, unterstützten, geregelten Einbildungskraft hat er erreicht, was er wollte, in einem Maße, wie nur sehr wenige der hervorragendsten Menschen, welche mit gleichem Eifer und gleicher Standhaftigkeit dasselbe wollten. Zeugniß hievon geben seine, alle Gattungen der Dichtkunst und Gegenstände ungleichartigster Forschung umfassenden Werke, in welchen die entlegensten Zeiten, die fernesten Völker, die mannichfaltigsten Denk- und Empfindungs-Weisen, die verschiedensten Zustände aus der Heimath oder Fremde; die seltsamsten bald durch Spiele des Zufalls bald durch Fügungen des Schicksals herbey-

geführten Glückslagen zum Vorschein kommen, in Verbindung mit einer unerschöpflichen Fülle erhabener, tiefsinniger, reizender, rührender, nicht selten auch neckischer und lächerlicher Gedankenzüge und Sittengemälde — zum Vorschein kommen, sage ich, und sich vereinigen, von dem Leben nach allen nur denkbaren Beziehungen ein Bild aufzustellen, worin wir, gleichwie in einem Zauberspiegel, erschauen können

Alles, was ist, was war, was bald zum Werden herannaht.

Unzählige ehren und lieben in ihm den, welcher als ein guter Genius sie durch das Leben begleitet, und auf eine höhere Stufe des Daseyns erhoben hat, als sie ohne ihn erreichen konnten. Mit nicht wenigen unter ihnen habe ich schon seit vierzig Jahren die von ihm hervorgerufene Schöpfung bewandert, ohne daß einer von uns hoffen dürfte, sie jemals zu durchwandern. Wenn ihr fragt, was es sey, das diesen Wanderungen unwiderstehlichen, nie veraltenden, immer frischen Reiz giebt: so antworte ich: Es ist die uns hier umwehende Himmelsluft mit ihrer magischen Beleuchtung, welche das Auge nie sättigt, mit stets wachsender Schaubegierde erfüllt; es sind die uns rings umtönenden viellautigen Naturstimmen, welche in der Tiefe unseres Herzens weissagerisch wiederklingen; es ist der reichliche Erguß so vieler Labequellen, welche dem daraus Schlürfenden nicht allein, wie Virgel's lethäische, unmuthtilgenden Trank spenden, sondern auch, wie Dante's eunoische, wonneerregenden; es sind die durch Berg und Thal kunstreich geleiteten sich tausendfach durchkreuzenden Pfade, deren jeder unversehens bald den Blick in das Unermeßliche ausdehnt, bald auf einen Punct hinheftet, um dort im

All das Eine, hier im Einen das All zu offenbaren; es ist — — —

Doch ich will diese mährchenhafte Erzählung, welche sich selbst überlassen, nie zu Ende käme, nur bey Zeiten abbrechen, um dafür einige Fragen an euch zu thun.

Nicht wahr? Die Zustände, worin ihr euch befindet, wenn ihr Schönes in Werken der Bildnerey anschauet, und wenn ihr es in Werken der Tonkunst vernehmet, sind sehr verschieden, und es fällt euch nicht schwer, von dieser Verschiedenheit die Ursachen in der Natur beyder Künste nachzuweisen? Vermöget ihr aber eben so, euch Rechenschaft abzulegen von dem Zustande, worein Goethe's Darstellungen euch versetzen, von jenem geheimnißvollen Mittelzustande, in welchem Gedanke und Empfindung einander dergestalt durchdringen, daß ihr gleicher Maßen nach Innen und nach Außen bewegt werdet, daß ihr eure Brust erschüttert fühlet, ohne die Ruhe der Besonnenheit gestört zu sehen, und daß euch nicht anders zu Muthe ist, als ob ihr mit dem Auge hörtet und mit dem Ohre sähet, als ob das Licht Klang empfinge, der Schall Form?

Vergleichet Hermann und Dorothea mit der Odyssee! Wie hat er es dort angefangen, sich dem Homer auf das sprechendste zu verähnlichen, ohne ihm nachzuahmen, indem er eine vor Jahrtausenden unter entlegenem Himmel entsprungene Gesangweise verheimathlichte, und den Foderungen seiner Zeit anbequemte?

Vergleichet den Torquato Tasso und die Natürliche Tochter mit des Sophokles Antigone und Elektra. Woher in diesen Werken bey völliger Verschiedenheit des Stoffes die Uebereinstimmung in der Form, und in dem Eindrucke auf den Hörer?

Vergleichet Properzen's Cornelia mit seiner Euphrosyne! Woher rührt es, daß bey jeder Wiederholung Cornelia's Klage herber, Euphrosynen's süßer tönt? daß jene eine Theilnahme erweckt, welche allmählich erkaltet, und endlich der Bewunderung für den Dichter weicht, diese dagegen nie aufhört, mit stets verstärkter Gewalt einer unendlichen Liebe das Herz zu treffen?

Vergegenwärtiget euch seine Romanzen und Balladen! Woher in ihnen jene übermenschliche Eile in dem Fortschritte der Gedanken ohne die mindeste Gewaltsamkeit in iher Bewegung?

Durchlaufet seine Sinngedichte: Erscheinet nicht jedes derselbea als Frucht augenblicklicher Begeisterung? Welch' ein geheimnißvolles Band verknüpfet sie gleichwohl zu einem Ganzen, welches Anfang Mitte und Ende hat?

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen,
Müssen wir alle
Unseres Daseyns
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten

Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Diese Worte eines Liedes, welches er einst als Jüngling sang, könnten zum Sinnspruche für die Wahlverwandtschaften dienen. Welches Kunstmittel hat er hier gebraucht, um iene unbegreifliche Verkettung von Freyheit und Nothwendigkeit, welche den Menschen zu der Weltwesen räthselhaftestem und geheimnißvollstem macht, in einer Klarheit zur Anschauung zu bringen, wie keiner vor ihm?

Unter seinen sinnbildlichen Werken ragt Pandora hervor, würdig, den schönsten der platonischen Mythen zur Seite zu treten. Vernehmet ihr nun dort wie hier die Sprache einer wissenschaftlichen Seele, die sich in dichterischer, oder einer dichterischen, die sich in wissenschaftlicher Begeisterung befindet?

Platon wirft der Poesie vor, durch künstliche Erregung heftiger Leidenschaftlichkeit den inneren Blick des Geistes abzustumpfen: denn die häufigste und mannichfaltigste Darstellung gestatte der ungestüme Karakter, der besonnene, ruhige, sich immer gleich bleibende aber sey schwer darzustellen, und dargestellt, nicht leicht zu fassen, zumal für ein Gemisch von allerley Leuten, wie sie vor der Schaubühne sich zusammen finden. Wodurch ist es unserem Meister gelungen, die hier berührte Schwierigkeit überwindend, in der Iphigenia ein Urbild aufzustellen von höchster Schönheit, welche einzig aus der Sittlichkeit quillt, und doch vermag, selbst des Ungeweiheten Huldigung zu erzwingen?

Gewiß scheint euch nicht weniger als mir merkwürdig, was einst Sokrates, dem Aristophanes und

Agathon gegenüber, behauptete: Ein rechtschaffener Dichter, der seine Kunst von Grund aus verstehe, müsse gleicher Maßen fähig seyn, in der Komödie wie in der Tragödie etwas Tüchtiges zu leisten. Unstreitig deutete er hiemit an, daß Vernunft und Widersinn, Erhabenes und Lächerliches, Rührendes und Spaßhaftes, Feyerliches und Neckisches, Wesenhaftes und Nichtiges Berührungspuncte haben, von welchen aus der wahre Dichter mit gleicher Leichtigkeit sich nach der einen oder andern Seite hin bewegen könne, wogegen, wem es an Witze oder Einbildungskraft gebreche, sich jener Puncte zu bemächtigen, nicht wisse, weder, was rechter Scherz noch was rechter Ernst sey. Sollte er aber wohl Begriff oder nur Ahnung gehabt haben von einem Werke, welches, wie der Faust, jene streitenden Elemente nicht etwa nur verbindet, sondern verschmelzt, um einen Taumel hervorzubringen ähnlich jenem heiligen Wahnsinn, welchem er selber nachrühmt, über die göttlichen und menschlichen Dinge in die geweihetsten Weihungen einzuweihen?

Solche und ähnliche Fragen beschäftigen uns Wanderer, wenn ihrer mehrere irgendwo zusammentreffen. Was uns bey diesen Unterredungen, die von einem Gegenstande zum andern fortziehen, je länger je mehr in Verwunderung setzt, ist dieses, daß von den unzähligen Gestalten, welche sich in diesem Kunstraume bewegen jede etwas in ihrer Art Einziges ist, ohne ihres Gleichen zu haben, und daß sie doch sämmtlich eine Aehnlichkeit unter einander besitzen, welche sie als Gebilde eines und desselben Meisters kenntlich macht.

Und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Räthsel.

Das Wort dieses Räthsels sucht mancher von uns,

wie andere den Stein der Weisen, unablässig, in Hoffnung es nie zu finden, weil das Suchen selbst ihm ein Vergnügen gewährt, welches er um keinen Preis missen möchte.

So viel von des Dichters Unergründlichkeit. Nunmehr will ich Seiten desselben enthüllen, von welchen er sich fassen läßt.

Höchst selten finden sich Menschen, die genau wissen, was sie im Leben wollen; noch viel seltener sind die, welche ein ihnen vorgestecktes oder von ihnen erwähletes Ziel standhaft verfolgen, und unter diesen nur sehr wenige Auserwählte, welche rechtschaffenes Bemühen um das Höchste, was es giebt, mit beabsichtigtem Erfolge gekrönet sehen. Daher man wohl wird sagen dürfen:

Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.

Von solchen Wunderwerken wird sich vor euren Augen als der herrlichsten eines das köstliche Leben unseres Dichters entfalten, wenn ihr euch jene Seelenfürsten vergegenwärtiget, welche von Homer und Platon an, durch des Gedankens Macht, in Kunst und Wissenschaft unter den Besten unseres Geschlechts als die höchsten Häupter hervorragen; wenn ihr, sage ich, diese euch vergegenwärtiget, ihre Namen, ihre Schicksale, die Wechselwirkung zwischen ihnen und ihrer Mitwelt. Wie mancher findet sich unter ihnen, der sein Leben lang zu kämpfen hatte mit Widerwärtigkeiten der herbesten Art, wie mancher, der mißkannt von den Zeitgenossen, kummervoll in vorzeitige Gruft sank ohne Ahnung seiner Hoheit bey der Nachwelt.

Was nun unseren Dichter vor diesen, ja vor den meisten seiner Mitregenten auszeichnet, ist jenes huld-

reiche Geschick, welches von dem Augenblicke an, wo er das Licht der Welt erblickte, nicht aufgehört hat, über ihm zu walten.

Zuerst bewies es ihm seine Gunst dadurch, daß es ihm als einem Deutschen zum Werkzeuge seiner Dichtungen eine Sprache verlieh, die von Seiten ihrer Bildsamkeit, ihres Reichthums, ihres Adels, ihrer Gefügigkeit und rhythmischen Tugend unter den jetzigen vielleicht die einzige ist, welche der vielbedürfenden Gewandtheit eines so allfachen Geistes genügen konnte. Demnächst sendete es ihm Meister voraus, wie Klopstock, Winckelmann, Lessing, welche nicht nur seine Kindheit und Jugend mit lieblicher und heilsamer Kost nährten und erquickten, sondern auch die Nation auf ihn vorbereiteten, und für das Eigenthümliche seiner Art und Kunst empfänglich machten. Hiemit sich nicht begnügend, erweckte es ihm, als er in des Lebens Reife stand, in nicht geringer Zahl Geistesverwandte, welche ihn verstanden, zu würdigen wußten, und weit entfernt, nur müßig von ihm empfangen zu wollen, als rüstige Gehülfen um ihn traten, ihr Streben mit dem seinigen verbanden und ihn hiedurch in den Stand setzten, zur vollständigen Entwickelung seiner Kräfte gelangend, jene mächtigen Wirkungen hervorzubringen, welche so umfassend und tief greifend sind, daß gebührende Würdigung derselben der Zukunft anheim fällt.

Von seinen Mitstrebenden und Zöglingen ist ein Geschlecht schon dahin geschwunden; ein zweytes stehet noch kräftig um ihn; als hoch- und wohl-betagter Greis, dem Grabe nahe, sieht er ein drittes vor sich aufblühen, welches als Stellvertreter und im Namen aller späteren ihm die Unsterblichkeit verbürgt.

Ja! ungemessene Zeiten und Räume hindurch wird er der höchsten Ehrenstellen eine unter denen behaupten, welche schützend über der Menschheit walten, als Stifter, Ordner, Lenker jenes Seelenreichs, welches auf den ewigen Grundsäulen des Wahren, Guten, Schönen ruhend, der Vergänglichkeit trotzet, sein Gebiet unablässig erweitert, und seinen Eroberungen kein Ziel setzet, als bis es den Erdkreis bezwungen hat, jenes Seelenreichs, welches von seinen Genossen nichts fodert als ein reines kräftiges Streben, und dafür verheißt und gewährt

Ruh und Lust und Harmonieen —

Harmonieen sage ich: denn

Was ist das Heiligste? Das, was heut und ewig, die Geister,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht;

und was, setze ich hinzu, auch euch edele Jünglinge! mit euch selbst und unter einander in dem Maße befreunden wird, in welchem ihr mit erlesenen Meistern des Alterthums vertraut werdet und mit diesem Chore vaterländischer jenen verbrüderter.

Aufmunterung hiezu war Zweck der heutigen Rede, welche nunmehr endet.

Anmerkungen.

Zur ersten Rede.

1) S. 3. Z. 9. – Nec quidquam aliud est philosophia, si interpretari velis, praeter studium sapientiae. Sapientia autem est, ut a veteribus definitum est, rerum divinarum et humanarum causarumque, quibus hae res continentur, scientia. Cic. de off. II, 2.

2) S. 3. Z. 20 — S. 4. Z. 3. Die angezogene Stelle befindet sich in der Ethik VII, 13, §. 6. nach Michelet's Ausgabe. Was mich zu der mitgetheilten Auslegung derselben bestimmt hat, ist folgende Erwägung: Da alle Menschen ohne Ausnahme nach Glückseligkeit trachten, das ist, nach einem Zustande, welcher ihnen in dem Maße zu Theil wird, in welchem sie dessen, was sie wollen, Mehreres und Größeres haben, als dessen, was sie nicht wollen: sollte nicht auch allen ohne Ausnahme als Ziel ihres Strebens eine und dieselbe Idee vorschweben; deren Verwirklichung die Bedingung jenes Zustandes ist? Aus dem Gebrauche, welchen Jacobi von jenem Ausspruche des Aristoteles im Woldemar (V, 449) macht, geht hervor, daß er ihm ein

großes Gewicht beylegt, weniger klar, wie er ihn verstanden wissen will.

3) S. 4. Z. 15. Das in der früheren Ausgabe hier befindliche Wort — Ansichten — habe ich als ein an sich schwankendes und durch häufigen Mißbrauch in wissenschaftlichen Mittheilungen mir verhaßt gewordenes mit dem Worte — Auffassungen — vertauscht, welches seiner Abstammung nach etwas viel Gediegeneres bezeichnet.

4) S. 5. Z. 7 v. u. Statt der Worte — zweifellosen Gewißheit — stünde besser — vollständigen Erkenntniß.

5) S. 6. Z. 14 — 16. Zur Rechtfertigung dieser Formel sey mir vergönnt, mich auf eine im Jahre 1819 unter dem Titel: Sokrates von mir erschienene kleine Schrift zu beziehen und auf das dort S. 16 — 23 Gesagte über das dialektische und mystische Element in der sokratischen Philosophie und die wundersame Verschmelzung beyder, wie auch auf meine Ehrenrettung Xenophon's S. 62 u. 63.

6) Aus Klopstock's Ode — An Cidli, womit zu vergleichen, was Goethe's Tasso sagt:

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer alles schuldig!
Es schwebt kein geistig unbestimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald
Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es gesehn,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne.
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben.
Tancreden's Heldenliebe zu Chlorinden,

Erminien's stille nicht bemerkte Treue,
Sophronien's Großheit, und Olinden's Noth,
Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, sie sind ewig: denn sie sind.

7) S. 9. Z. 3. v. u. Ohne hier in eine tiefere Erörterung der platonischen Ideenlehre einzugehen, bemerke ich nur, daß man, um sie Lehrlingen zugänglich zu machen, wohl thut, sie anfangs zu beschränken auf die nicht durch Abziehung entstandenen allgemeinen Begriffe und daß man hiezu vollkommen berechtiget ist, durch eine sehr merkwürdige Stelle im Parmenides S. 130.

8) S. 14. Z. 2 — Folge, durch deren Entdeckung Schleiermacher sich ein unschätzbares Verdienst erworben hat.

9) S. 15. Z. 12. Siehe Quintilian's Inst. IV, 2, 117. mit Spalding's Anmerkung. Wie sehr die Stoiker die Anwendung dieses Grundsatzes ihres Meisters übertrieben, erhellet aus den Spöttereyen, womit Cicero sich so oft über die aus unbeholfener Wortkargheit entspringende Dürre ihrer Vortragsweise lustig macht, unter anderem Acad. II, 38, wo es heißt: Kaum hat dein stoischer Weiser da dir alles dieses vorgebuchstabt: siehe! so kömmt in goldenem Wortstrom angezogen Aristoteles, zu sagen, er sey nicht gescheidt.

10) S. 17. Z. 12. Die im neunten Buch von den Gesetzen S 860 — 869 und 878 vorkommende Erörterung stellt ein merkwürdiges Beyspiel auf von den Fesseln, welche selbst dem freyesten Geiste die vollkommenste Sprache anlegen kann, wie in vorliegendem Falle dem Platon die Dreydeutigkeit der Wörter *ἑκών* und *ἄκων*, *ἑκούσιος* und *ἀκούσιος*. Nichts widerstrebt der

menschlichen Natur mehr, als etwas Böses zu thun, deßwegen weil es böse ist; nichts aber ist ihr gemäßer, als mit Bewußtseyn Böses zu thun, sofern es als angenehm oder nützlich erscheint, und zwar entweder bey kaltem Blute mit Vorbedacht, oder bey aufgeregter Leidenschaft aus Uebereilung. — Je nachdem man nun mit den Worten ἑκούσιον und ἀκούσιον (freywillig und unfreywillig die Begriffe des Absichtlichen und Unabsichtlichen, oder des Vorsätzlichen und Unvorsätzlichen, des Wissentlichen und Unwissentlichen verknüpfet, ist die Behauptung, niemand vergehe sich ἑκουσίως (freywillig) wahr oder falsch, so, daß die Widersprüche, deren Lösung dem Platon so große Schwierigkeit macht, sich von selbst heben.

11) — Z. 12. Doch ergiebt eine Vergleichung der Gesetze mit dem Staate, wie sehr Platon die Ansprüche an die menschliche Natur späterhin herabstimmte.

12) — Z. 16 — Nicht nur im Staate sondern auch in den Gesetzen wird die persönliche Freyheit auf eine Weise beschränkt, welche viel von der Strenge klösterlicher Zucht an sich hat.

13) — Z. 11. v. u. Hierüber sey vergönnt, auf ein im Jahre 1809 unter dem Titel Gastmahl von mir erschienenes Werkchen zu verweisen, in welchem ich gewagt habe, den Platon redend einzuführen, um sich selber zu widerlegen.

14) — Z. 2. v. u. In der höchst verehrlichen Absicht, die Idee der Gottheit rein zu erhalten von allem Antheil an dem Bösen und dem daraus entspringenden Uebel, erklärt Platon im Timäus nur den denkenden und wollenden Bestandtheil des Menschen für ein Ge-

schöpf Gottes, den körperlichen und sinnlichen für Werk der Dämonen.

Zur zweyten Rede.

1) Ein wie großes Gewicht die über Platon's Staat neuerdings angestellten Untersuchungen auch haben mögen: so konnten sie mich doch nicht bestimmen, in dieser vor bereits dreyzehn Jahre geschriebenen Rede etwas zu ändern, oder jetzo in Erörterung einzelner Puncte derselben einzugehen.

2) S. 21. Z. 9. v. u. Vielleicht ist doch dieser Spruch nicht älter als Lessing's Nathan der Weise, in welchem er mit einem andern nicht weniger bedeutenden in folgender Verbindung vorkömmt:

Tempelherr
— Ich schäme mich,
Euch einen Augenblick verkannt zu haben
Nathan
Und ich bin stolz darauf. Nur das Gemeine
Verkennt man selten
Tempelherr
Und das Seltene
Vergißt man schwerlich.

3) S. 23. Z. 11. v. u. Winckelmann's Werke V, 246.

4) S. 24. Z. 8 v. u. Selbstbetr. III, 13.

5) S. 27. Z. 7 v. u. Ged. 28, 54, wo er sagt: »die Geschichte der Kirche sollte eigentlich Geschichte der Wahrheit heißen.« Diesen Namen möchte sie aber doch, selbst aus katholischem Geschichtspuncte betrachtet, nur uneigentlich verdienen, wie auch die Philosophie den hieselbst ihr beygelegten, woraus folgen würde, daß der aufge-

stellte Gegensatz nicht probehaltig wäre, sondern nur zulässig als rednerische Wendung.

6) S. 28. Z. 1. Diese Worte befinden sich in einem Briefe an Mendelssohn v. J. 1771. B. XXVIII, S. 230.

7) — Z. 7. Die angezogenen Worte befinden sich in der Schw. Gesch. B. III, Cap. I, wo sie lauten, wie folgt »Aberglaube und Unglaube theilten die Welt, es war die Summe der besten Weisheit, über die größten Anliegen der menschlichen Natur sich unwissend zu bekennen. — Eine Art Bankerut des menschlichen Verstandes, der sich über die wichtigsten Foderungen, welche wir an ihn thun, durch Platon, Cicero, Bayle, Hume, insolvabel erklärt.« Was bewog ihn, an die Spitze der Zweifler hier den Platon zu stellen? Vergleiche Allgem. Gesch. I, 125 u. 424.

8) — Z. 12. v. u. Nachfolge Christi I, 3, 3.

9) S. 32. Z. 3. Sophyle S. 291. in den Werken nach der Pariser Ausgabe v. 1809. — Der befremdliche Gegensatz am Schlusse der angezogenen Stelle giebt dem Ausspruche etwas Ungemeines, wodurch er nicht nur sich dem Gedächtnisse leicht einprägt, sondern auch fortdauernd zum Nachdenken reizt.

10) S. 34. Z. 3. Anspielung auf die bekannte vom Diogenes Laertius aufbehaltene Erzählung.

11) — Z. 19 — Ueber den Werth Xenophon's als eines der schönsten Muster sokratischer Feinundbravheit, über sein Verhältniß zum Sokrates und Platon sey vergönnt, mich zu beziehen auf meine gegen Niebuhr gerichtete jüngst erschienene Ehrenrettung desselben.

12) S. 36. Z. 4 v. u. Außerhalb der Kanzel und der Kirche ist bey uns, wenige Fälle ausgenommen, nicht üblich, in wirklich gehaltenen oder zu haltenden Vorträ-

gen die Zuhörer in der zweyten Person der Mehrheit anzureden, sondern in der dritten. Hieraus aber entspringen fast unvermeidlich Zweydeutigkeiten und Mißverständnisse der unangenehmsten Art. Deßwegen habe ich in den Reden des ersten Bandes, wo mir der Gebrauch der zweyten Person nicht verstattet war, die Anrede möglichst vermieden, in dieser Rede aber und zwey der folgenden mir erlaubt, von der Sitte abzuweichen, und das Natürliche dem Herkömmlichen vorzuziehen. Möchten doch die aus diesem, wie erwähnt, so häufig entspringenden Irrungen unsere würdigen Zeitungsschreiber bestimmen, bey ihren zum Theil so wohl gelungenen Verdeutschungen staatsbürgerlicher Reden des Auslandes in dieser Beziehung den dortigen Sprachgebrauch beyzubehalten, und hiedurch dazu beyzutragen, daß er auch in unsere weltliche Beredsamkeit überginge.

Zur dritten Rede.

1) Ueberschrift. Um dem einen oder andern meiner Leser das Urtheil zu erleichtern, ob Antonin als Philosoph oder als Regent größer gewesen, sey verstattet, in Kürze einige der leitenden Ideen aufzustellen, welche dienen können, in seine bruchstücklichen Mittheilungen Zusammenhang zu bringen.

Als unmittelbare Thatsache des Bewußtseyns zum Grunde legend, daß der Mensch ein vernünftiges und geselliges Wesen ist, schloß er von der menschlichen Vernunft auf eine göttliche, von der menschlichen Gemeinschaft auf ein Weltganzes. Wie nun die Idee unverbrüchlicher Weltordnung seines Denkens Anfangspunct, so ist seines Strebens Zielpunct, sich derselben würdig zu machen, theils durch unerschütterlichen Gleich-

muth in Beziehung auf Aeußeres, theils durch vollendete Gesetzlichkeit im Wollen und Handeln.

Diesem zu Folge fragt sich

Erstlich: Was glaubte er von Gott und Welt?

Ein vollendetes, gutes, gerechtes, schönes, alles erzeugendes, befassendes, einschließendes, auf Hervorbringung ihr gleichartiger Dinge stets bedachtes Wesen, das ist nach seiner Aussage die Welt (X, 1). Unter den in dieser wirksamen Kräften ist eine, welche bey ihm unter verschiedenen Namen vorkömmt, als da sind: Weltlenkung, Denkkraft, erzeugende Vernunft, alles ordnende Vernunft, des Alls Geist. Diese Kraft ist es, in welcher er die Gottheit anbetete. Kenntlich macht sich dieselbe durch Spuren von Weisheit und Güte, die sich am Himmel und auf Erden zeigen, besonders aber an den Sternen, deren regelmäßige Bewegungen nicht von mechanischen Kräften ausgehen, sondern von sich selbst bestimmenden sittlichen. An diese beseelten Sterne hat man vorzugsweise zu denken, wenn er von Göttern spricht. Ihnen verwandt auf Erden sind die Menschen, deren einige sich ihrer unmittelbaren Einwirkung durch bedeutende Träume, geheime Einsprache, anderweitige Offenbarungen zu erfreuen haben, und trachten sollen nach Zusammenleben mit ihnen.

Götter also und Menschen, Himmel und Erde nebst allem, was darauf lebt und webt, machen die Welt aus. Innerhalb derselben thronet des Alls Natur, als Inbegriff der uranfänglichen Ursachen, aus welchem untrennbar und unmischbar die geistigen und körperlichen Kräfte sich entwickelt, und durch wechselseitige Einwirkung das Ganze hervorgebracht haben, und fortwährend hervorbringen, so jedoch, daß hiebey die Urkraft nach

Gesetzen verfährt, welche nur zum Theil von ihr planmäßig entworfen sind, zum Theil aber aus ihrer Wesenheit mit Nothwendigkeit fließen.

Zweytens. Wie fing er es an, seine Ideen von Verhängniß und Willensfreyheit zu vereinbaren?

Eine von Anbeginn vorhandene Verkettung der Dinge, kraft deren alles Geschehende von der Beschaffenheit ist, daß es entweder geschehen muß, oder geschehen soll, oder, ohne die Weltordnung zu stören, geschehen kann, das ist es, was man sich bey'm Antonin unter Verhängniß zu denken hat (II, 3). Zu welcher von jenen drey Classen der Dinge gehören die menschlichen Handlungen? Da es der menschlichen Natur widerstrebt, etwas Schlimmes, sofern es schlimm ist, zu begehren, da also jede Seele des Wahren und Rechten wider Willen verfehlt: so ist es thöricht, dem Irrenden und Tugendlosen zu zürnen, der ja nur thut, was er durch Naturzwang thun muß, (VII, 63. XI, 18. XII, 12). Das ist der Gedanken einer, die wir am häufigsten und unter mannichfaltigsten Formen bey ihm antreffen, er sich am nachdrücklichsten einschärft. Auf der andern Seite nimmt er es mit sich selbst sehr streng, und bricht öfter als einmal in herbe Schmähungen seiner Seele aus. Der freye Entschluß hat keinen Räuber zu fürchten, diesen Spruch Epiktet's trägt er mit besonderem Nachdrucke vor, um die Macht des Willens hervorzuheben, (XI, 36.) wogegen er anderswo unverholen ausspricht, es sey nicht anders möglich, als daß es feige, lüsterne, rachsüchtige Menschen gebe, die beste Weltordnung bedürfe solcher.

Demnach nahm er, wie es scheint, zwischen den Menschen einen angebornen Unterschied an, kraft dessen

die einen von Natur unfähig sind, sich der Herrschaft der Sinnlichkeit zu entreißen, Auserwählte dagegen vermögen, sie durch Willensstärke zu bezwingen, so, daß der Begriff vom Bösen als etwas Verschuldetem und Tadelhaftem verschwindet, der Begriff vom Guten als etwas Verdienstlichem und Löblichem bleibt.

Was ihn in diese mit unverkennbaren Widersprüchen behaftete Lehre verstrickte, war ohne Zweifel, zum Theil wenigstens, die schon oben in einer Anmerkung zur ersten Rede berührte Dreydeutigkeit der Wörter ἑκών und ἄκων; was ihn über die Unhaltbarkeit derselben verblendete, war vielleicht ein sittliches Bedürfniß, welches er empfand, sie aufrecht zu halten.

Er lebte in einer äußerst verderbten Zeit. Als Kaiser lernte er vermuthlich die Menschen von der verächtlichsten Seite kennen. Bey der Gewalt, die ihm zu Gebote stand, war es ihm leicht, jede Aufwallung des Unwillens zur Vollziehung zu bringen. An nichts konnte ihm daher mehr gelegen seyn, als sich des Zornes zu bemeistern. Hiezu verhalf ihm jene Lehre von der Unfreywilligkeit des Irrthums und Lasters, da mit ihr nicht nur der leidenschaftliche Zorn unverträglich ist, sondern auch der sittliche.

Drittens. Wie bestimmte er den Begriff des höchsten Gutes?

Bezeichnet man mit diesem Namen ein solches Gut, außer welchem nichts begehrenswerth ist: so kann es für endliche Wesen nur in etwas fortschreitend Werdendem bestehen; bezeichnet man aber damit ein solches, über welches hinaus etwas Besseres nicht denkbar ist: so kann es nur in etwas Beharrlichem, aber dabey in Zeit und Ewigkeit Unerreichbarem bestehen. Wollte man

das höchste Gut in der ersten Bedeutung Glückseligkeit nennen, und in der zweyten Seligkeit: so ließe sich sagen, jene verhalte sich zu dieser, wie die Hyperbel zu dem Puncte ihrer Asymptote, dem sie sich stets nähert, ohne ihn je berühren zu können. Unter den Philosophen des Alterthums ist meines Erachtens Platon der einzige, welcher besagten Unterschied zwar nicht ausdrücklich angegeben aber doch anerkannt hat, indem er das schlechthin höchste Gut in die Vereinigung der Seele mit Gott setzt, das beziehungsweisige in wachsende Verähnlichung mit ihm.

Antonin, ohne diesen Unterschied geltend zu machen, hält dafür, daß den Namen des an sich Guten nur verdiene, was keines Zuwachses fähig ist und ganz in des Menschen Gewalt steht. Als solches kömmt zum Vorschein gesetzliche Willensrichtung (V, 34). Daß diese einzig und allein vom Wollen abhange, ist klar. Aber dieses selbst, ist es nicht an körperliche Kräfte gebunden da man doch, um zu wollen, athmen muß, und dieses nicht Werk des Willens ist. Aus dieser Schwierigkeit hilft er sich heraus, indem er sagt, es komme bey der aus Befreundung mit seinem Genius, aus dem Zusammenleben mit den Göttern entspringenden Seligkeit nicht auf die Dauer an, drey Stunden reichten dazu hin VI, 23. Wenn drey Stunden, könnte jemand, die Rechnung fortsetzend, weiter fragen: warum nicht drey Augenblicke, wenn drey Augenblicke, warum nicht ein einziger? — So kömmt das Unhaltbare dieser Grundsätze an den Tag, wodurch aber nichts an Werth die Folgerungen verlieren, die er daraus zieht, um darzuthun, daß der Weise, einzig bedacht, Rechtes zu wollen, Ziemliches zu thun, Wahres zu reden, die Kraft besitze, alles

um sich her zum Stoffe tugendhafter Thätigkeit zu machen, und so, was man Leiden und Uebel zu nennen pflegt, für sich in ein Gut zu verwandeln, wie eine Flamme, die was ihr nur Entzündliches begegnet, verzehrend ergreift.

Viertens: Was hielt er vom Leben und Tode?

Dem Gesagten zu Folge, wenn man zumal dabey den unermeßlichen Wirkungskreis erwägt, der seinen hohen menschenfreundlichen Bestrebungen angewiesen war, wer möchte nicht glauben, daß in Antonin's Augen das Leben einen unschätzbaren Werth gehabt haben müsse. Hievon aber findet sich das Gegentheil, da es kaum möglich ist, geringschätziger davon zu urtheilen als er thut, wenn er unter anderem sagt: Des Menschenlebens Dauer ein Punct, der Dinge Wesen in stetem Flusse, die Seele stumpf, des Leibes-Bestandtheile verweslich, die Seele ein Kreisel, das Glück unzuverlässig, der Ruf unbesonnen; kurz, was den Leib angeht, Strömung, was die Seele, Traum und Dunst; das Leben ein Kampf, eines Fremdlings Aufenthalt, Nachruhm, Vergessenheit« (II, 17). — Hiemit stimmt, was wir in Beziehung auf das langweilige und ermüdende Einerley menschlicher Ereignisse anderswo lesen, dem Weltspiele vierzig oder zehntausend Jahre zusehen, laufe auf eins hinaus (VII, 49). »In dieser Finsterniß und diesem Wuste, ruft er aus, bey diesem Flusse der Dinge und der Zeit, der Bewegung und des Bewegten, weiß ich nichts, was der Schätzung und des Strebens werth seyn könnte. Im Gegentheil muß man sich Muth und Trost einsprechen, um seine Auflösung zu erwarten, und über den Verzug derselben nicht ungeduldig zu werden«. (V, 10).

Was dachte er sich unter Auflösung, das ist, was hielt er vom Tode?

Aus einer sehr merkwürdigen Stelle (XII, 5.) geht hervor, daß er Unsterblichkeit der Seele, sofern sie in persönlicher Fortdauer besteht, wünschte, auch für nicht unmöglich, selbst für nicht unwahrscheinlich hielt, daß er aber nicht wagte, sie getrost zu hoffen. Hievon war unvermeidliche Folge, daß überall der Tod ihm als etwas Furchtbares entgegentrat. Was thut er nun, um diesem Schreckbilde gegenüber, welches, so zu sagen, auf jedem Blatte seines Tagebuchs wenigstens im Hintergrunde zum Vorschein kömmt, seinen Gleichmuth, jene hoch berühmte Unerschütterlichkeit und Seelenstille zu behaupten? Er sucht, sich das Leben zu verleiden durch ähnliche Täuschungen als worein wir ihn oben sich verfangen sahen, um des Zornes Meister zu werden. Wie weit er es darin brachte, ergiebt sich aus folgendem Bekenntnisse (X, 29.).

»Jegliches, was du thust, im Einzelnen überdenkend, frage dich, ob der Tod furchtbar ist, weil er dich dieser Wirksamkeit beraubt.«

Kein Wunder demnach, daß ihn nicht selten Versuchungen zur Selbsttödtung anwandelten, welchen zu widerstehen er keine Anstalten traf.

»Wie du, sagt er, (V, 29) von der Welt zurückgezogen, zu leben gedenkest, so magst du auf der Stell leben. Verstattet man dir dieses nicht: so scheide vom Leben selbst, doch ohne dieses als etwas Schlimmes anzusehen. Es raucht; ich mache mich fort. Ist denn so etwas der Rede werth?«

In gleichem Sinne heißt es an einer andern Stelle: (X, 8):

»Halte fest an der Tugend; und wenn du merkst, daß es dir an Kraft hiezu gebricht: so begieb dich in

irgend einen Winkel, wo du dein eigner Herr bist, oder scheide vom Leben ganz und gar, doch nicht unmuthig, sondern gelassen, ungezwungen, sittsam, wie einer, der sein Leben lang weiter nichts Gutes vollbracht hat, als so von dannen zu gehen.

Hier nun ist der Ort, die sehr wichtige Frage zu erörtern, was von den nicht selten bey ihm vorkommenden gottesläugnerischen Aeußerungen zu halten sey, ob sie ihm von Herzen gingen oder nur dienten, seine Tugendlehre selbst denen zu empfehlen, welche sie aus epikurischem Gesichtspuncte betrachteten.

Leider glaube ich, für das erste mich erklären und annehmen zu müssen, daß es im Leben Antonin's Augenblicke gab, in welchem sein so künstlich zusammengefügter und so reich ausgeschmückter Gedankenbau im tiefsten Grunde wankte und schwankte; und daß darin von unerschütterlicher Festigkeit nur eines blieb, die Heiligkeit der Pflicht.

Genug dieser Anmerkungen. Möchte doch, was sie von Antonin's Philosophie Gebrechliches aufdecken, die jüngeren meiner Leser mit Mißtrauen gegen die Richtigkeit derselben erfüllen; möchte dieses Mißtrauen sie antreiben, vollständigere und gründlichere Belehrung aus der Quelle zu schöpfen, zu dem Ende das köstliche, in seiner Art einzige Gedankenbuch vom Anfange bis zum Ende wiederholt nach allen Richtungen durchzuarbeiten. Hiezu fodere ich sie um so dringender auf, da ich für die Probehaltigkeit meiner Auslegung wesentlicher Puncte nicht einstehen kann. Es wäre ja möglich, daß die Besorgniß, durch meine tiefe Verehrung für den Antonin zu Gunsten seiner Worte bestochen zu werden, mich zu einer der Parteylichkeit, welche ich vermeiden

wollte, entgegengesetzten verleitet hätte, zumal bey meiner persönlichen Eingenommenheit wider die stoische Philosophie, welcher meines Erachtens wegen ihrer Einseitigkeit und Ueberspanntheit etwas inwohnt, selbst die vortrefflichsten der ihr ergebenen Seelen zu versehren und zu verstimmen. In Aufführung einzelner Stellen bin ich absichtlich sparsam gewesen.

2) Nachweisung: Sofern diese Rede jetzo in deutscher Sprache zum ersten Male erscheint, glaubte ich, auf dem Titel sie zu den bisher ungedruckten zählen zu dürfen um so mehr, da die Urschrift nicht in den Buchhandel gekommen ist.

3) S. 37. Z. 1. v. u. Der Gebrauch der zweyten Person der Mehrheit in der Anrede hat in einer Uebersetzung aus dem Lateinischen nichts Anstößiges.

4) S. 38. Z. 3. Daß ein Gemeinwesen desto besser gedeihet, je mächtiger die Weisen oder je weiser die Mächtigen sind, ist eine Behauptung von so einleuchtender Wahrheit, daß sie schwerlich von irgend wem bezweifelt werden kann. Da nun hieraus unmittelbar folgt, am besten müsse ein Staat bestellt seyn, wo die höchste Weisheit und die höchste Macht in einer Person sich vereinigt finden: so fragt sich, worin das Auffallende jenes Ausspruches liege? Einzig darin, daß Platon dem Namen des Weisen den Begriff eines Philosophen unterlegt, als eines wissenschaftlichen, die göttlichen und menschlichen Dinge durchspähenden Forschers. Philosophen in diesem Sinne schienen damals den Machthabern zur Führung öffentlicher Geschäfte eben so untüchtig, wie in der neuesten Zeit dem Napoleon die von ihm genannten Ideologen. Kein Wunder daher, daß Platon selbst besorgte, dieser sein Ausspruch

werde nicht geringeren Anstoß erregen als die Satzung über die jährlichen Vermählungen und die für beyde Geschlechter gemeinsame Jugenderziehung (Staat V, 473).

5) S. 38. l. Z. — Aus d. Soph. 217. läßt sich vermuthen, daß Platon's Vorhaben war, von dem Philosophen eine Schilderung zu geben, dergleichen vom Sophisten und dem Staatsmann die Gespräche dieses Namens enthalten. Da ein solches Werk weder auf uns gekommen ist noch von den Alten erwähnt wird: so scheint es unausgeführt geblieben zu seyn. Doch läßt sich aus den überall bey ihm reichlich vorkommenden einzelnen Zügen vom Bilde des Philosophen in seinem Sinne wenigstens ein Umriß entwerfen, welches ich zu thun versucht habe.

6) S. 39. in der Mitte — Ueber das hier vorkommende Geschichtliche verweise ich auf Dio Cassius, Herodian, Julius Capitolinus.

7) S. 40. Z. 12. Secundum haec Divi quoque Severus et Antoninus saepissime rescripserunt. Licet enim (inquiunt) legibus soluti simus, attamen legibus vivimus. (Inst. II, 17. § 7).

8) S. 40. Z. 10 v. u. Antonin's Vergötterung war keine gewöhnliche: denn wie Capitolinus (XVIII) meldet »nicht genug, daß ihm Menschen jedes Alters, Geschlechtes, Standes und Ranges göttliche Ehre erwiesen, es wurde auch für Heiligthumsschänder erklärt, wer nicht sein Bildniß im Hause hatte, wenn er es nach seiner Glückslage haben konnte oder sollte. Ja noch heutiges Tages (nach hundert Jahren) stehen in vielen Häusern des Marcus Antoninus Bildnisse unter den Hausgöttern; fehlte es doch nicht an solchen, welche

in Träumen Eingebungen von ihm zu empfangen glaubend, Zukünftiges weissagten, was eintraf. Daher errichtete man ihm einen Tempel, weihete diesem Antoninische Priester, Festdiener, Opferer, alles, was die Vorwelt über geheiligte Wesen verordnet hat.«

9) S. 40. Z. 9 v. u. Im Alexis S. 155.

10) S. 41. Z. 12 v. u. Zu den Lobpreisern dieses Jahrhunderts gehört Gibbon. (Gesch. d. R. R. I. B. II. und III. S. 74 u. 104. nach der Baseler Ausgabe). Auch Joh. Müller urtheilt, daß nie ein so großer Theil der Menschheit eines längeren Glücks genoß, jedoch, ohne zu verhehlen, daß dasselbe den Keim seiner Zerstörung in sich trug (Allg. Gesch. I, 350—352).

11) S. 41. Z. 2. v. u. Ein rednerisches Bedürfniß verlangte, das folgende Sittengemälde auf einen leicht übersehlichen Zeitraum zu beschränken. Was war natürlicher, als diesen durch den Constantin zu begränzen, da mit ihm in der That ein neues Reich beginnt, nämlich das heilige römische.

12) S. 42. Z. 9. v. u. Virgil. Aeneide I, 282. VI, 852.

13) S. 43. Z. 13. Von den beyden Fragen, welche aller denkbaren Staatsverfassungen beste und schlechteste sey, ist die erste, wie mir scheint, unbeantwortlich, die andere aber leicht zu lösen, da man meines Erachtens getrost antworten kann: die römisch-kaiserliche, weil sie anerkannte Oberherrschaft völlig schrankenloser Willkühr eines Einzigen unter republikanischen (gemeindestaatischen) Namen und Formen verhüllend, das öffentliche Leben in stete unauswirrbare Widersprüche verwickelte. Denn da in der Person des Fürsten abwechselnd der allgewaltige Gebieter und der bloße Bürger zum

Vorschein kam: was war natürlicher als daß die ihm zunächst Stehenden, die Senatoren, zwischen knechtischer Niederträchtigkeit und übermüthigem Trotze unaufhörlich hin und her schwankten? Wenn der Kaiser, was sehr oft geschah, sich selber zu einem der Consuln ernannte: so hatte er als solcher vor dem Mitconsul nichts voraus, obwohl dieser in der That und Wahrheit sein allerunterthänigster Diener war; wo nicht: so stand er als Senator unter den beyden Consuln, und mußte demüthig abwarten, ob einer dieser Herren (welche, wohl zu merken, ihre Herrlichkeit ihm einzig und allein verdankten) geruhen würde, ihn um seine Meinung zu befragen. Unerläßliche Bedingung, diesem Irrsal zu entrinnen war, wie mir scheint, Einführung der Erblichkeit des Thrones im Sinne des heutigen Europa. Hiegegen aber möchten wohl die damaligen Römer noch unüberwindlichen Widerwillen gezeigt haben, um nicht von der auf immer verschwundenen Volkshoheit auch das in dem Ansehen des Senats verbliebene Schattenbild einzubüßen. Bey so bewandten Umständen dürfte allerdings dem Antonin schwer, um nicht zu sagen, unmöglich gewesen seyn, Einrichtungen, wie die angedeuteten, zu gründen, da hiezu vielleicht übermenschliche Weisheit vonnöthen war.

14) S. 43. Z. 5. v. u. Siehe Lampridius 1 und 19. Saevior Domitiano, impurior Nerone, sicut fecit, sic patiatur — Worte des Senatsbeschlusses, wodurch sein Andenken verflucht wurde. Gleichwohl fand eben jenem Lampridius zu Folge Kaiser Severus späterhin aus Hasse gegen den Senat für gut, ihn unter die Götter zu versetzen. Uebrigens würden an dieser Stelle die Worte richtiger so lauten »der schon von den Jahren

der Kindheit an Proben verabscheuungswürdiger Schändlichkeit gab«.

15) S. 44. Z. 5 — 12. Siehe Herodian I, 3 und 4, welchem ich über Antonin's Lebensende lieber folgen wollte als dem Dio Cassius, ohne die Glaubwürdigkeit des einen vor dem andern ängstlich abzuwägen.

16) S. 46. Z. 4. v. u. Wodurch die Christen seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, war, wie es scheint, vornehmlich ihre Bereitwilligkeit, aus Glaubenseifer in den Tod zu gehen. Diese, als seinen Grundsätzen völlig gemäß, mißfiel ihm keineswegs an sich selbst sondern nur, weil sie, wie ihm vorkam, nicht von ruhiger Ueberlegung ausging sondern von leidenschaftlicher Widerspänstigkeit und weil sie sich mit bühnenhaftem Prunke gebehrdete. (Selbstbtr. XI, 3. eine höchst merkwürdige Stelle).

17) S. 46. Z. 23. Selbstbtr. IV, 23.

18) S. 46 Z. 6. v. u. Anspielung auf des Persius schon oben in der zweyten Rede des ersten Bandes angeführten Spruch (Sat. III, 71 — 75).

19) S. 47. Z. 3. (B. IV, 14.) Z. 5. (Iliade XVII, 645).

20) S. 47. Z. 11 — S. 49. Z. 2. Es gab und giebt vielleicht noch angesehene Gelehrte unter uns, welche recht geflissentlich darauf ausgehend, das Alterthum besonders das griechische zu Ungunsten des heutigen Europa einseitig zu lobpreisen, hiebey ein Verfahren beobachten, welches meines Erachtens von Mangel entweder gründlicher Einsicht oder rechtschaffener Gesinnung zeugt. Möchten die angezogenen Worte beytragen, so schädlichem Streben entgegenzuwirken.

21) S. 50. Z. 1 — 15. Von der Richtigkeit dieser Behauptung liegt der Beweis in der Anlage und Aus-

führung des ganzen Werkes. Unter den einzelnen hier in Betrachtung kommenden Stellen verweise ich auf IV, 709, 712; VI, 759, 769, 770 772; XII, 951, 961.

In der ersten Stelle wird die Staatskunst verglichen mit der Steuerkunst, welche zur Schifflenkung zwar unentbehrlich sey, aber nicht hinreichend, da das Gelingen der Fahrt außerdem von Zufällen und Fügungen des Himmels abhange.

Die zweyte stimmt die früher aufgestellte Behauptung von dem Verhältnisse der Philosophie zur Staatsregierung herab, wie folgt: »Nur, wenn Vernunfteinsicht und Wohlgesinntheit, (Verstand und rechter Wille) mit der höchsten Macht in einem Menschen zusammenfällt, tritt die beste Staatseinrichtung mit ihr angemessenen Gesetzen in das Leben, sonst nimmer. Dieß nun werde als heiliger Sagenspruch im Tone der Weissagung verkündet, darzuthun, daß Gründung eines wohl geordneten Staates, wie schwierig auch an sich, doch in dem angezeigten Falle aller Dinge bey weitem leichtestes und unverzüglichstes sey.«

In Erwägung, daß es etwas droben Waltendes giebt, worunter menschliche Weisheit sich beugen muß, wird in der dritten verordnet, wegen der das Gottesdienstliche betreffenden Satzungen sich nach Delphi zu wenden, um sie von dem Gotte zu empfangen oder durch ihn bekräftigen zu lassen.

Die drey folgenden zeigen, ein wie großes Gewicht in Behandlung öffentlicher Angelegenheiten der Erfahrung beyzulegen sey.

In den beyden letzten ist die Rede von einem Erhaltungsrathe, bestehend aus den angesehensten Priestern, den zehn bejahrtesten Gesetzeswächtern (Archonten) dem

jedesmaligen und den gewesenen Vorstehern der Erziehung und jungen Männern zwischen 30 und 40 Jahren, deren einen jeder von den genannten sich beyzugesellen hat. Dieser Rath soll täglich in der Frühe der Morgendämmerung bis zum Sonnenaufgang eine Sitzung halten, um, was zum Nutzen und Frommen der Gemeinde dienen könne, in Ueberlegung zu nehmen, und hiebey als seiner vornehmsten Obliegenheiten eine ansehen, die gereiseten Bürger nach der Rückkehr sogleich vor sich zu bescheiden, um von ihnen Erkundigungen einzuziehen, was etwa aus der Fremde sich in die Heimath übertragen lasse.

22) S. 59. Z. 9. v. u. Johannes Müller in Beziehung auf des Cardinals Peter's von Ailly Rede in der kostnitzer Kirchenversammlung über Umbildung der Kirche in Haupt und Gliedern, Entsetzung der damaligen drey Päpste. Schw. Gesch. III, 1.

23) S. 53. Z. 15. Die Aufnahme, welche den Versammlungen der Naturforscher in Dresden, München, Berlin zu Theil geworden, nächstens (wenn Friede bleibt) in Wien bevorsteht, ist wohl als die glänzendste Genugthuung anzusehen, welche den deutschen Gelehrten widerfahren konnte. Und so ist die ihrem Gemeinwesen damals drohende Gefahr vorübergezogen, um mit dem Demosthenes zu reden gleichwie Gewölk (ὥσπερ νέφος).

Zur vierten Rede.

1) S. 55. Diese Rede verdankt ihren Ursprung dem Verhältnisse, in welchem der Verfasser damals zu dem hiesigen Gymnasium stand als Commissarius des königlichen Consistoriums zu Köln.

2) S. 57. Z. 14. Il. III, 211 — 277. — Wie es angesehene Erziehungslehrer rathsam finden, dem Zöglinge, um ihm vor dem Laster der Trunkenheit lebenslänglichen Abscheu beyzubringen, dann und wann das ekelhafte Schauspiel Betrunkener zu gewähren: so könnte es vielleicht zum Verwahrungsmittel gegen thersitische Schmähsucht dienen, wenn man geflissentlich an Orte, wo sie ihr Unwesen treibt, den Zögling bisweilen hinführte, um ihm folgendes Tages vorzuhalten, weß Geistes Kinder im übrigen Leben die sind, welche sich derselben schuldig machten, wie schimpfliche Blößen sie gaben durch ihre Unkunde der Dinge, worüber sie aburtheilten, durch die Widersprüche, worein sie mit sich selber geriethen, durch anderweitige Verkehrtheiten theils lächerlicher theils verächtlicher Art.

3) S. 60. Z. 2. — Wenn der Staat liebenswürdig ist, wird die Liebe zu ihm sich von selbst einstellen, wenn nicht, läßt sie durch künstliche Mittel sich nicht wecken — das ist der Wankelsprüche einer, welche viele im Munde führen, ohne zu bedenken, daß man etwas Liebenswürdiges zu lieben nicht vermöge, ohne es zu kennen. Wie viel in dieser Beziehung zur Belebung vaterländischen Sinnes durch Schulunterricht zu leisten sey, liegt am Tage. Schlimm, wenn hievon nichts, noch schlimmer, wenn sogar das Gegentheil geschieht, etwa durch einseitige Lobpreisung des Alterthums und der Fremde mit verächtlichen oder gehässigen oder wenigstens mitleidigen Seitenblicken auf das Gegenwärtige und Heimische und mit Verschweigung des eigenthümlich Guten, was diesem inwohnt.

4) S. 60. Z. 14 — 19. » — — Dann aber wird die Vaterstadt an meinem Theil hülflos bleiben. — Welche

Hülfe meinest du? Säulengänge freylich und Badehäuser wird sie nicht durch dich bekommen — aber was thut das? Bekömmt sie doch auch keine Schuhe durch den Schmidt, und keine Waffen durch den Schuster. Genug, daß jeder vollbringe, was seines Berufes ist. Und wenn du einen andern zu einem ihr treugesinnten und gewissenhaften Bürger machtest, würdest du ihr nicht nützen? — Allerdings. — Demnach wärest du ja selbst ihr nicht unnütz. — Welche Stelle aber soll ich in der Gemeinde einnehmen? — Die, welche du als ein rechtschaffener und gewissenhafter Mann behaupten kannst. Wenn du aber, in der Absicht ihr zu nützen, dieses aufopfertest, wie könntest du ihr etwas werth seyn, der du gewissenlos und untreu erfunden würdest.« Epiktet. Handbuch XXIV; womit zu vergleichen des Simplicius Auslegung.

5) S. 60. Z. 7. v. u. Briefe, VII, 331.

6) S. 60. Z. 6. v. u. — S. 61. Z. 11. v. u. Da sich damals zu Gunsten der Griechen in der Hauptstadt noch keine Stimme öffentlich erhoben hatte: so besorgten einige Freunde, es möchten solche Aeußerungen in einer amtlichen Rede höheren Orts ungünstig aufgenommen werden. Hievon aber ist mir nichts bemerklich geworden. Um so mehr freuet mich, dem Rathe, diese Stelle der Handschrift vor dem Abdrucke zu streichen, widerstanden zu haben, wiewohl ich dieses auch im entgegengesetzten Falle nicht bedauern, geschweige denn bereuen würde.

7) S. 64. Z. 9. v. u. Die aus der angezogenen Rede hier vorzüglich in Betrachtung kommenden Worte lauten §. 96 wie folget: »Nimirum hoc illud est, quod de me potissimum tu in accusatione quaesisti, quae

esset nostra natio optimatium. Sic enim dixisti. — — Duo genera semper in hac civitate fuerunt eorum, qui versari in republica, atque in ea se excellentius gerere studuerunt; quibus ex generibus alteri se populares, alteri optimates et haberi et esse voluerunt. Qui ea, quae faciebant, quaeque dicebant, multitudini iucunda esse volebant, populares; qui autem ita se gerebant, ut sua consilia optimo cuique probarent, optimates habebantur.«

Bey'm Sallust in den Reden des Tribuns Memmius und des neuerwählten Consuls Marius (Jug. 31; 85) kömmt das Verhältniß jener beyden Parteyen ganz anders zu stehen, als solcher, deren eine es mit der unermeßlichen Mehrheit der gemeinen Bürger hielt, nicht um ihr zu schmeicheln, sondern in gerechten Foderungen hülfreich zu werden, die andere auf Seiten der sehr kleinen Minderheit stand, das ist, nach heutiger Art zu sprechen, der Großen oder des hohen Adels, nicht um sie zu billigen Entsagungen zu stimmen, sondern in Behauptung drückenden Uebergewichtes zu bestärken. In der Natur der Sache liegt, daß es von Alters her keiner von beyden Parteyen weder an Wohlgesinnten noch an Schlechtdenkenden fehlte. Vielleicht war zur Zeit der Grachen die erste die bessere, zu Cicero's Zeit aber gewiß die andere.

Als daher, wie aus vorliegender Stelle erhellet, sein Gegner ihm mit der Frage zu Leibe ging: Was für ein Menschenschlag seyd ihr denn, ihr Optimaten: ihr Edelmögenden? ergriff er diese Gelegenheit mit Freuden, umständlichen Bescheid zu thun. Hiebey unterläßt er nicht, sich als eines rednerischen Kunstmittels der Zweydeutigkeit des Wortes optimus zu bedienen, um seine

Partey bestens herauszustreichen als die, welche es nicht mit den Adelichen halte, sondern mit den Edlen im Lande, welches Ranges sie auch seyn mögen bis hinunter auf die Freygelassenen.

8) S. 69. Z. 2 — 70. Z. 17. Das hier berührte Verhältniß Europa's zum Erdkreise und Deutschlands zu Europa ist der Mittelpunctsgedanke, um welchen sich Johannes Müller's Darstellung des Fürstenbundes wendet. Das Gebeth, womit der Verewigte sein Werk krönt, der Vater der Menschen und Gott aller Ordnung möge späten Geschichtschreibern das Glück gewähren, in dem Fürstenbunde eine folgenreiche Epoche neu belebter Vaterlandsliebe zu finden, blieb unerhört. Vielmehr wurden die Erwartungen von jenem Bunde dergestalt getäuscht, daß der Gemeinsinn, den er in den Fürsten für einen Augenblick aus seiner Asche erweckt hatte, plötzlich erlosch, bis er siebenundzwanzig Jahre darauf in dem Herzen des Volkes von neuem mit Macht emporloderte zu einem, der Himmel gebe, ewigen Feuer. In jener Unglückszeit die Liebe Deutschlands zu vereinbaren mit der, welche der besondere Staat, dem man zugehörte, in Anspruch nahm, war etwas schlechthin Unmögliches, wogegen beyde jetzo unzertrennlich Hand in Hand gehen.

Wie der Verewigte über Preußen's Bestimmung dachte, erhellet aus den Schlußzeilen seiner in der ersten Hälfte d. J. 1806 geschriebenen Lebensgeschichte: (IV, XXVIII).

»Der Zufall einer Reise brachte ihn nach Berlin, zurück in die Erinnerung jenes großen und der vielen Gnade eines guten, zu oft verkannten Königs, und in den Genuß jener grundsatzmäßigen Freyheit litterarischer Mittheilung. Es wachte in ihm auf, was diese Orga-

nisation und Macht in der gefahrvollsten Krise dem Reiche, was sie Europa war und seyn müsse; er erkannte die Monarchie, welcher eine gewisse Erhabenheit in den Ideen, eine gewisse Kühnheit in den Entschlüssen, eine rege Thätigkeit in allem, und eine öftere Erneuerung voriger Großthaten zu ihrer Erhaltung nothwendig sind.«

Zur fünften Rede.

1) S. 74. Z. 1. Schw. Gesch. II, 2.

2) S. 76. Z. 7—27. Ueber das hier Angedeutete von dem Verhältnisse der erwähnten beyden Kunstformen zu einander und ihrem Einflusse auf den Geist der Poesie, welcher sie dienen, sey vergönnt, auf das schon oben angeführte unter dem Namen Gastmahl von mir erschienene Werkchen zu verweisen.

Was die Vereinigung jener beyden Formen in einem und demselben Werke vermöge, zeigt in einem hellleuchtenden Beyspiele Goethe's Pandora, über welche hinaus etwas Vollendeteres zu denken schwer halten möchte.

Ueber den Kunstwerth des Reims legt Klopstock ein zwiefaches Zeugniß ab, ein günstiges durch die That in seinen geistlichen Liedern, ein ungünstiges in Worten, welche in einer an Voß gerichteten Ode aus d. J. 1782 so lauten:

Die späteren Sprachen haben des Klangs noch wohl,
Doch auch des Sylbenmaßes? Statt dessen ist
In sie ein böser Geist mit plumpen
Wörtergepolter, der Reim, gefahren.

Red' ist der Wohlklang, Rede das Sylbenmaß;
Allein des Reimes schmetternder Trommelschlag
Was der? was sagt uns sein Gewirbel,
Lärmend und lärmend mit Gleichgetöne?

3) S. 77. Z. 6. Ueber Klopstock's Messias befinden sich in der Allgem. Litt. Zeit. von 1801. N. 94 und 95; wie auch über die im siebenten und achten Bande der sämmtlichen Werke enthaltenen 24 Oden, geistlichen Lieder, Epigramme, Adam's Tod, Hermann's Schlacht in der Jen. Allg. Litt. Zeit. von 1806. N. 74 und 75 von mir Recensionen, auf welche zur Vervollständigung des hier über den Dichter Gesagten zu verweisen vergönnt sey.

4) S. 78. Z. 16 — 20. Aus Goethe's Geheimnissen.

5) S. 79. Z. 15 — 17. Winckelmann's mächtiger Einfluß auf seine Zeit spricht sich schon in dem Titel des von Goethe ihm gewidmeten Werkes aus, überschrieben: Winckelmann und sein Jahrhundert.

6) S. 80. Z. 5 — 11. — In den kleinen Schriften VI, 147.

7) S. 80. Z. 4. v. u. — Ernst u. Falk — VII, 225.

8) S. 81. der Schluß. Was in Beziehung auf die das feinste Geäder des Vortrages durchdringende Lebendigkeit der Darstellung Cicero dem Demosthenes nachrühmt, läßt sich auf Lessing anwenden, wenn er im Redner 39 sagt: Et vero nullus fere ab eo locus sine quadam conformatione sententiae edicitur.

9) S. 82. Z. 13 — 16.

»Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen; ich glaube, die dramatische Dichtkunst studirt zu haben, sie mehr studirt zu haben als zwanzig, die sie ausüben« — Aber man kann studiren, und sich tief in den Irrthum hinein studiren. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht begegnet sey, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne wie es Aristoteles aus den

unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahirt hat. Ich habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen meine eigenen Gedanken, die ich hier ohne Weitläuftigkeit nicht äußern könnte. Indeß stehe ich nicht an, zu bekennen, (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden) daß ich sie für ein eben so unfehlbares Werk halte als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind eben so wahr und gewiß; nur freylich nicht so faßlich und daher mehr der Chicane ausgesetzt als alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit so ziemlich alles daraus gönnen wollen unwidersprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen« (Dramat. XXV. 385. und 386).

»Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun, man mag sie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? Doch nein, ich wollte nicht gern, daß man diese Aeußerung für Prahlerey nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzusetze: Ich werde es zuverläßig besser machen — und doch lange kein Corneille seyn, und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverläßig besser machen, — und doch mir wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben als was jeder thun kann, der so fest an den Aristoteles glaubt, wie ich« (Ebendas. S. 388).

So schrieb Lessing im Jahre 1767 gewisser Maßen in Widerspruche mit einer acht Jahre älteren Aeußerung:

»Seitdem ich es bedauere sagt er, die Dichtkunst des Aristoteles eher studirt zu haben als die Muster, aus welchen er sie abstrahirte, werde ich bey dem Namen Sophokles, ich mag ihn finden wo ich will, aufmerksamer als bey meinem eigenen. Und wie vielfältig habe ich ihn mit Vorsatze gesucht! wie viel Unnützes habe ich seinetwegen gelesen!« (XIV. S. 259).

Diese Worte befinden sich in der Vorrede zu einem umfassenden Werke über den Sophokles, welches er im Jahre 1760 unternahm, aber nach Ausarbeitung der ersten fünf auf das Litterarische sich beschränkenden Bogen liegen ließ. Von dem an wendete er sich andern Bestrebungen zu, welche wie es scheint, seinen Fleiß von der griechischen Tragödie ablenkten. Wenigstens finden sich von eindringendem Studium derselben in der Dramaturgie eben keine Spuren, vielmehr vom Gegentheil. Denn wären ihm damals ihre Werke gegenwärtig gewesen: so konnte ihm schwerlich entgehen, daß sie die Reinigung der Leidenschaften, die Veredelung der Seele, nicht wie Aristoteles sagt, durch Erregung der Furcht und des Mitleidens bewirken, sondern durch erhabene Stimmung, worein sie versetzen, vermittelst der sittlichen Größe, die sie an ihren Helden offenbaren. In dem Maße als Euripides von dieser Seite selbst in seinen besten Stücken dem Aeschylus und Sophokles nachsteht, ist er weniger tragisch als sie, und in dem Maße als er in andern auf das Rührende, Schmelzende, Weinerliche hinarbeitet, wird er untragisch, er, welchen Aristoteles den tragischesten nennt und seiner Lehre nach nicht anders konnte.

Was übrigens seine weltberühmte Erklärung der Tragödie betrifft: so lautet sie nach der Leseart der äl-

teren Ausgaben, welche Lessing vor Augen hatte, so: *ἔστιν οὖν τραγωδία μίμησις πράξεως σπουδαίας καὶ τελείας, μέγεθος ἐχούσης, ἡδυσμένῳ λόγῳ, χωρὶς ἑκάστου τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις, δρώντων, καὶ οὐ δι᾽ ἀπαγγελίας, ἀλλὰ δι᾽ ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν.*

Das ist:

»Tragödie ist Darstellung eines ernsten und vollständigen Ereignisses von begränztem Umfange in einem sinnlich reizenden, nach Beschaffenheit der Hauptbestandtheile wechselnden Vortrage, handelnder Personen; und nicht durch Erzählung sondern durch Mitleiden und Furcht die Reinigung solcher Gemüthsbewegungen vollbringend.«

Wer möchte nicht in den letzten Zeilen an dem seltsamen Gegensatze, in welchen der Begriff der Erzählung mit den Begriffen des Mitleidens und der Furcht tritt, Anstoß nehmen? Lessing aber ist hievon so weit entfernt, daß er vielmehr auch hier den Aristoteles unfehlbar findet, und jenen schroffen Gegensatz (Dramat. XXV, 193) in ein Licht stellt, welches vielleicht den Meister über den Scharfsinn seines Auslegers in Verwunderung gesetzt, ja wohl gar an seinem eigenen Gedanken irre gemacht hätte. Hiemit deute ich auf Reiz'ens glückliche Aenderung der Lesart, nach welcher *ἀλλὰ* wegfällt, die Worte *καὶ οὐ δι᾽ ἀπαγγελίας* sich auf *δρώντων* beziehen, und von *μίμησις* abhangen, was der ganzen Erklärung mit Beseitigung alles Spitzfindigen eine höchst erwünschte Geschmeidigkeit giebt, indem sie nun lautet, wie folgt:

»Tragödie ist Darstellung eines ernsten, vollständigen Ereignisses von begränztem Umfange, in einen

sinnlich reizenden, nach Beschaffenheit der Hauptbestandtheile wechselnden Vortrage, durch handelnde Personen, nicht durch Erzählung; um vermittelst des Mitleidens und der Furcht die Reinigung solcher Gemüthsbewegungen zu vollbringen«.

Wer nun etwa in stillem Herzen dächte, Lessing's Glaube an den Aristoteles habe an Aberglauben hingestreift, erwäge, daß er vielleicht eines solchen bedurfte, um uns die unerschöpfliche Fundgrube echter Kunstweisheit, welche des Aristoteles Werk hegt, zugänglich zu machen. Unerschöpfliche Fundgrube echter Kunstweisheit, sage ich, gestützt auf die hierüber jüngst uns zugekommenen Zeugnisse von Goethe und Schiller im Briefwechsel III, 90; 95 — 103, womit zu vergleichen ist, was V, 61. Schiller über den unschätzbaren Werth der Dramaturgie sagt.

10) S. 82. Z. 17 — 19. Ueber das Verhältniß des Laokoon zu Winckelmann's Kunstgeschichte siehe Herder's kritische Wälder; über den Einfluß desselben auf Goethe's Kunstbildung dessen Leben Buch VIII. B. XXV. S. 162.

11) S. 82. letzte Zeile. »Mit dem Ferguson will ich mir nun ein eigentliches Studium machen. Ich sehe schon aus dem vorgesetzten Inhalte, daß es ein Buch ist, wie mir hier gefehlt hat, wo ich größten Theils nur solche Bücher habe, die über lang oder kurz den Verstand so wie die Zeit tödten. Wenn man lange nicht denkt, so kann man am Ende nicht mehr denken. Ist es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruche wir nun schon einmal leben, und zu unserer Ruhe beständig fortleben müssen? Und

von dergleichen Wahrheiten sehe ich in dem Engländer schon manche von weitem.« Aus einem Briefe an Mendelssohn vom Jahre 1771. (XXVIII. 329). Gleichwohl war er zwey Jahre später nahe daran, sich den Staatswissenschaften ausschließend zu weihen, als er von seinem Hofe die Auffoderung erhielt, sich auf die Geschichte und Rechte des braunschweigischen Hauses zu legen, um in diesem Fache angestellt zu werden. (Leben I, 355). Gelangte dieser Plan zur Ausführung: so würde vermuthlich sein Name unter den Rechtsgelehrten glänzen, wie nun unter den Theologen.

12) S. 83. Z. 2 — 7. Ueber Lessing's theologische Bestrebungen überhaupt geben genauere Auskunft meine Untersuchungen über Christenthum, besonders in den beyden ersten Theilen, worauf zu verweisen vergönnt sey und namentlich über seinen Nathan auf (Theil I, B. II, XXXVI).

13) S. 83. Z. 16. »Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt.« Aus diesen goldenen Worten, welche Lessing seinem Falk (VII, 246) in den Mund legt, folgt, daß man dem Weisen einen schlechten Dienst leistet, wenn man, was er glaubte nicht sagen zu dürfen, und eben deßwegen nicht sagen wollte und konnte, sondern für sich behielt oder höchstens in vertraulichem Gespräche laut werden ließ, öffentlich zur Schau stellt, und der Menge preiß giebt zum Aergernisse der einen, zur Schadenfreude der andern. Wohl nicht mit Unrecht wurde daher, was in dieser Beziehung gleich nach seinem Tode Lessing'en widerfuhr, gerügt in folgendem Strafgedichte:

Edler Schatten du zürnst? — Ja, über den lieblosen Bruder,
Der mein modernd Gebein lässet in Frieden nicht ruhn.
(Xen. N. 356).

Und gleichwohl, wer möchte sich des hier Gescholtenen nicht annehmen, da er nicht durch Lieblosigkeit geleitet wurde sondern durch Achtung für das, was er der Wahrheit schuldig zu seyn glaubte, und der vermeintlichen Pflicht gegen diese die Pflicht gegen den Freund zu einem gewiß ihm selbst schmerzlichen Opfer brachte.

14) S. 85. Z. 5 — 10. W. zur Rel. u. Th. III, 69.

15) S. 86. Z. 1 — 4. W. zur Phil. u. Gesch. III, XVII.

16) S. 86. Z. 14 — 17. W. zur Phil. u. Gesch. VI, 344.

17) S. 87. Z. 8. v. u. Siehe Euthanasia S. 218 und 227.

18) S. 88. Z. 15. v. u — wie noch im Jahre 1774 lange nach der Erscheinung des Agathon und der Musarion, sechs Jahre vor Erscheinung des Oberon Klopstock that, da folgende in der deutschen Gelehrtenrepublik befindliche Wundergeschichte doch wohl unstreitig auf Wieland'en gemünzt ist. Sie lautet S. 165 der ersten Ausgabe:

»Es war einmal ein Mann, der viele ausländische Schriften las, und selbst Bücher schrieb. Er ging auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Rossen bald auf ihrer Rossinanten, pflügte mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz. Viele seiner gutherzigen und unbelesenen Landesleute hielten ihn für einen rechten Wundermann. Doch etlichen entging's nicht, wie es mit des Mannes Schriften eigentlich zusammenhinge; aber überall kamen sie ihm gleichwohl nicht auf die Spur. Und wie konnten sie auch? Es war ja unmöglich, in jeden Kälberstall der Ausländer zu gehen.«

19) S. 89. Z. 7. »Auch mir, sagt Lessing in

einem der Litteraturbriefe vom Jahre 1759, sind unter den Wielandischen Schriften die Empfindungen des Christen das Anstößigste gewesen. Empfindungen des Christen, heißen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann und haben soll. Und von dieser Art sind die Wielandischen nicht. Es können auf's höchste Empfindungen eines Christen seyn, eines Christen nämlich, der zugleich ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiemit: so wird er sich in seine verschönerten Geheimnisse verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sey« (XXVI. 28). Früher als Klopstock wurde für Wieland Lessing umgestimmt, wie aus den in der Dramaturgie befindlichen sehr günstigen Beurtheilungen seiner Verdeutschung Shakspear's und seines Agathon erhellet.

20) S. 91. Z. 12. Diese Aeußerung ist nicht ernstlich gemeint sondern nur rednerische Wendung, die zum Widerspruche reizen soll.

21) S. 93. Z. 12—13. Hierüber ein merkwürdiges Zeugniß von einem der sprachgewaltigsten Meister, von Klopstock in der Ode: Neuer Genuß, wo es heißt:

Wenn es mir nicht gelang (nämlich das treffende Wort zu finden)
Wenn es mir nicht gelang; zog ich vor,
Zu verstummen, und warf schnell in die Gluth
s' Blatt, so nur stammelte.

22) S. 95. Z. 3. Was Voß gut gemacht hat,

wird nicht leicht ein anderer besser machen, wogegen dem von ihm Verfehlten sich nur abhelfen läßt durch Anwendung der von ihm erfundenen und bereiteten Kunstmittel.

23) S. 96. Z. 1 — 2. »In diesen Tagen, da ich mich seiner Homerischen Uebersetzung wieder viel bediente, habe ich den großen Werth derselben wieder auf's neue bewundern und verehren müssen. Es ist mir eine Tournure eingefallen, wie man ihm auf eine liberale Art könnte Gerechtigkeit widerfahren lassen, wobey es nicht ohne Aergerniß seiner salbadrischen Widersacher abgehen sollte.« So Goethe im Briefwechsel III, 103, worauf Schiller erwiedert: »Ich bin neugierig, wie Sie seine Uebersetzungsweise vertheidigen wollen, da hier der schlimme Fall ist, daß gerade das Vortreffliche daran studirt werden muß, und das Anstößige sogleich auffällt.«

— Wie vieles damals Anstößige hat jetzo aufgehört, es zu seyn.

Lessing im Laokoon kömmt beyläufig zu sprechen auf die dem Homer eigene Häufung der Beywörter, welche die Gefügigkeit der griechischen Sprache anmuthig mache, eine gewisse Unbeholfenheit der unsrigen widrig. Mit welcher Wonne würde er sich hierüber eines Besseren belehrt gefunden haben, wäre ihm vergönnt gewesen, eben die Verse, welche er für unübersetzlich hielt, mit dem Vollschmucke ihrer reizenden Wortstellung verdeutscht zu lesen, wie folgt:

Sprach's, und willig gehorcht' ihr Zeus blauäugige Tochter.
Jene nun eilt' anschirrend die goldgezügelten Rosse,
Here, die heilige Göttin, erzeugt vom gewaltigen Kronos.
Hebe fügt' um den Wagen alsbald die gerundeten Räder,

Mit acht ehernen Speichen, umher an die eiserne Axe.
Gold ist ihnen der Kranz, unalterdes; aber umher sind
Eherne Schienen gelegt, anpassende, Wunder dem Anblick.
Silbern glänzen die Naben in schön umlaufender Ründung.
Dann in goldenen Riemen und silbernen schwebet der Sessel
Ausgespannt, und umringt mit zween umlaufenden Rändern.
Vornhin streckt aus Silber die Deichsel sich, aber am Ende
Band sie das goldene Joch, das prangende, dem sie die Seile,
Golden und schön, umschlang. In das Joch nun fügete Here
Ihr schnellfüßig Gespann und brannte nach Streit und Getümmel.

(Voß'ens Ilias V, 719—732 nach der Ausgabe von 1802)

Und Leibnitz, der kurz vor seinem Tode unserer damals ekelhaft entstellten, unten abgemagerten oben aufgedunsenen, bald kleinlaut stammelnden bald gräßlich brüllenden Sprache, als einer in den letzten Zügen liegenden, einen ärztlichen Besuch machte und zur Rettung der kläglich Hinsterbenden empfahl, sie im Uebersetzen zu üben nach opitzischer Weise, welche für ihn das Weiter gehts nicht des Wortausdrucks war — welche Ehren würde Leibnitz dem herkulischen Sprachhelden zuerkennen, welcher sechsunddreißig Jahre nach seinem Tode das Licht der Welt erblickte, dreyßig Jahre darauf

versuchend die Bahn, die ihn selber
Hob aus dem Staub, im Triumph die Lippen des Volks zu durchfliegen

(Virgil's Landbau v. Voß III, 8—9).

24) S. 100. Z. 16—18. »Vor mehr als dreyßig Jahren, sagt Herder von sich, habe ich einen Jüngling gekannt, der den Urheber der kritischen Philosophie selbst und zwar in seinen blühendsten männlichen Jahren, alle

seine Vorlesungen hindurch, mehrere wiederholt hörte. Der Jüngling bewunderte des Lehrers dialektischen Witz, seinen politischen so wohl als wissenschaftlichen Scharfsinn, seine Beredsamkeit, sein kenntnißvolles Gedächtniß; die Sprache stand dem Redenden immer zu Gebote, seine Vorlesungen waren sinnreiche Unterhaltungen mit sich selbst, angenehme Conversationen. Bald aber merkte der Jüngling, daß, wenn er sich diesen Grazien des Vortrages überließe, er von einem feinen dialektischen Wortnetze umschlungen würde, innerhalb welchem er selbst nicht mehr dächte. Strenge legte er es sich also auf, nach jeder Stunde das sorgsam Gehörte in seine eigene Sprache zu verwandeln, keinem Lieblingsworte, keiner Wendung seines Lehrers nachzusehen, und eben diese geflissentlich zu vermeiden. (Kalligone III, XX und XXI).

Diese Schilderung von Kant's mündlichem Vortrage paßt, wie mir scheint, Zug für Zug auf den schriftlichen auch in den von Seiten der Darstellung besten seiner Werke, selbst in dem einzig möglichen Beweisgrunde zur Demonstration des Daseyns Gottes. Wie vieles erklärt sich hieraus von den unermeßlichen Wirkungen, welche er im Guten und Schlimmen hervorgebracht hat.

25) S. 102. Z. 6 — 18. Mit dem Worte Willen verbindet jedermann den Begriff einer Kraft, welche den Grund ihrer Thätigkeit in sich hat. Demnach beantwortet sich die Frage, ob der Wille frey sey, von selbst, da sie einerley ist mit der, ob der Wille wollend sey; und dem Willen die Freyheit absprechen heißt nichts anderes, als ihn aufheben. Derer, welche dieses mit dem Munde gethan haben, gab es von jeher bis heute viele; aber wohl ihrer keinen, den nicht ein unbezwingliches Gefühl

Lügen strafte. Denn kein Mensch kann von seinem körperlichen Daseyn fester überzeugt seyn als von der Vorhandenheit einer ihm inwohnenden Willenskraft. Ich denke, also bin ich, sagte Cartesius. Treffender ließe sich vielleicht sagen: Ich will, also bin ich: denn so lange der Mensch athmet, ist er unaufhörlich wollend, mit Ausnahme der bewußtlosen Zustände, in welche traumloser Schlaf oder hirnzerrüttende Krankheit versetzt.

Aber eben dieses unabweisliche innere Zeugniß, welches uns die Vorhandenheit eines unablässig thätigen Willens verbürgt, sagt aus, daß die Wirksamkeit des Willens an Kräfte gebunden ist, die nicht in seiner Gewalt stehen. Hieraus folgt, daß alles, was ein Mensch, der bey Sinnen ist, empfindet, denkt, begehrt oder verabscheuet, thut oder läßt, von dem Augenblicke der Geburt an bis zum Augenblicke des Todes seinen Grund hat theils in dem Eindrucke, den die Außendinge ohne sein Zuthun auf ihn machen, theils in dem von ihm ausgehenden Gegendrucke, womit er sie erfaßt und sich aneignet; daß also seiner Zustände keiner weder bloß leidsam noch rein selbstthätig ist, und alles sein Dichten und Trachten Werk theils der Nothwendigkeit theils der Freyheit. Diese Elemente im Einzelnen zu scheiden, ist, da es vollständige Einsicht in den Zusammenhang der Dinge erfodern würde, etwas Unmögliches, worunter aber die Zuverlässigkeit jener unerforschlichen Verkettung als Thatsache des Bewußtseyns nicht leidet.

Ohne hiebey zu verweilen bemerke ich, daß von der Frage über Willensfreyheit als ein Vermögen der Selbstbestimmung ganz verschieden ist eine andere, ob in Streitfällen der Sinnlichkeit und der Vernunft, wo zwischen recht und unrecht zu wählen ist, jenes Vermögen hin-

reiche, dem Wollen eine von Lust und Schmerze, von Furcht und Begierde unabhängige streng gesetzliche Richtung zu geben. Die Verneinung der ersten schließt die Verneinung der zweyten offenbar in sich; aber nicht umgekehrt, wie auch die Bejahung der zweyten die Bejahung der ersten nur zum Theil enthält.

Sofern nun Kant den Umfang des menschlichen Wollens, welches die gesammte Seelenthätigkeit umfaßt, durch Beschränkung auf das vorzugsweise so genannte Handeln im Gegensatze des Denkens und Empfindens, ungebührlich verengte, und sofern er die erwähnten beyden Fragen nicht scharf sonderte, vielmehr vermengte und verwechselte, scheint auch mir seine Freyheitslehre unbefriedigend, vortrefflich aber, sofern sie durch entschiedene Bejahung der zweyten, wenn auch nicht gründlich darthut, doch kräftigst einschärft, daß es keinen Naturzwang gebe, welchen nicht die sittliche Nothwendigkeit zu überwältigen, keinen noch so starken Sinnenreiz, den nicht die Vorstellung der Pflicht abzustumpfen vermöge, kein Müssen, welches mächtiger sey als das Sollen. Du kannst o Mensch! was du sollst, diese Verkündigung weit und breit erschallend wie ein Orakelspruch ging zu Herzen, wie die Stimme jenes Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, und machet richtig seine Steige.

26) S. 103. Z. 3—4. Aus Goethe's Torquato Tasso.

27) S. 193. Z. 8. Siehe im Intelligenzblatte der All. Lit. Zeit. von 1799. N. 109. Kant's merkwürdige Erklärung über Fichte, gegen welchen als vermeintlichen Ergänzer und Ausbilder seiner Lehre er dem Unmuthe in vielleicht zu herben Worten Luft macht, wie folgt:

»Ein italienisches Sprichwort sagt, Gott bewahre

uns nur vor unseren Freunden; vor unseren Feinden wollen wir uns wohl selbst in Acht nehmen. — Es giebt nämlich gutmüthige, gegen uns wohl gesinnte, aber dabey in der Wahl der Mittel, unsere Absicht zu begünstigen, sich verkehrt benehmende, (tölpische) aber auch bisweilen betrügerische, hinterlistige, auf unser Verderben sinnende, und dabey doch die Sprache des Wohlwollens führende so genannte Freunde, vor denen und ihren ausgelegten Schlingen man nicht genug auf seiner Hut seyn kann. «

28) S. 104, Z. 6 — S. 105. Z. 5. Auch Platon hielt dafür, die Idee eines mit Bewußtseyn und Persönlichkeit begabten vollkommenen Wesens, als lebendigen Urquells alles Wahren, Schönen, Guten sey in unsere Natur dergestalt verflochten, daß niemand sich von ihr lossagen könne, ohne aus dem Kreise der Menschheit zu treten. In der Innigkeit dieser seiner Ueberzeugung findet zwar keineswegs Rechtfertigung (das sey ferne!) aber doch Erklärung die Strenge seiner Verordnungen über Behandlung der Gottesläugner als solcher, denen als im Innersten unheilbar Zerrütteten besser wäre zu sterben als zu leben. (Sieh. Gesetze B. X) Wissenschaft ist ihm zu Folge eine aus Gründen hergeleitete und auf den Urgrund alles Seyns bezogene Erkenntniß, woher es rührt, daß die Idee der Gottheit es ist, von welcher alle seine Untersuchungen entweder ausgehen als Anfangspuncte oder wohin sie streben als Zielpunct.

29) S. 104. Z. 22 — 28. Da Jacobi liebt, seinen Vortrag durch Dichterstellen zu schmücken und zu beleben: so glaubte ich, aus Klopstock's Psalme diese Strophen hier einflechten zu dürfen, obgleich ich mich nicht erinnere, daß er selber irgendwo Gebrauch davon macht.

30) S. 106, Z. 8. v. u. Gäbe es nicht etwas fei-

nes Beweises Fähiges und Bedürftiges, an sich völlig Einleuchtendes: so könnte von Wahrheit und Irrthum, von Erkenntniß und Verkennung der Dinge unter Menschen gar nicht die Rede seyn. Alles durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse vermittelte Wissen ruhet auf einem unvermittelten. Sofern dieses seine Verbürgung findet nicht durch gegenständliche Einsicht sondern durch Zeugniß des innern Sinnes im Selbstbewußtseyn, verstattet der Sprachgebrauch, es mit dem Worte — glauben — zu bezeichnen, und zu sagen, alles Wissens Quell, folglich auch aller Philosophie Wurzel sey ein Glauben. Wenn man nun gleichwohl von einer der wissenschaftlichen entgegengesetzten Glaubensphilosophie redet: so versteht man unter der ersten die, welche dem unmittelbaren Wissen möglichst enge, unter der andern die, welche demselben möglichst weite Gränzen steckt. Das eine thut Kant, das andere Jacobi.

So tritt in ihrem wechselseitigen Verhältnisse sehr bestimmt der Gegensatz hervor, welchen seit Platon und Aristoteles die Geschichte der Philosophie zwischen den Denkern des ersten Ranges überall nachweiset, als solchen, die vorzugsweise bedacht sind, die Rechte entweder des Glaubens oder des Wissens wahrzunehmen. Denn, was eines Erweises unbedürftig ist, desselben für fähig, und was eines Erweises fähig ist, desselben für unbedürftig erklären, ist gleichermaßen unphilosophisch, da jenes über das Ziel gründlicher Forschung hinausstrebt, dieses hinter demselben zurückbleibt.

31) S. 108. Z. 6 — 9. So bestimmt den Unterschied zwischen esoterischer und exoterischer Weisheit Lessing im Ernst und Falk VII, 320.

32) S. 109. Z. 2 — 8. Siehe Lessing's Leben III,

220 und Eschenburg's Denkmäler altdeutscher Dichtkunst. S. 387.

33) S. 109. Z. 9. v. u. Ueber Moeser's patriotische Phantasieen spricht ein sehr bedeutendes Urtheil aus Goethe im Leben Buch XIV. (XXVI, 314).

34) S. 110. Z. 4. »Ich kann Ihnen kein Unrecht geben, wenn Sie behaupten, daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Litteratur noch am schlechtesten aussehe. Angebauet zwar ist es genug; aber wie? Auch mit Ihrer Ursache, warum wir so wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geschichtschreiber aufzuweisen haben, mag es vielleicht seine Richtigkeit haben. Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrte selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln, kurz, gar nicht arbeiten; und diese wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen.« So schrieb in einem der Litteraturbriefe Lessing (Sämmtl. Schrift. XXVI. S. 185 u. 186.) um das Jahr 1760. Zwanzig Jahre darauf erschien der erste Band der Schweizergeschichte und machte in der Geschichte deutscher Geschichtschreibung das Jahr 1780 zu einem leuchtenden Wendepuncte, um so mehr, wenn man den mächtigen Einfluß erwägt, welchen der damals acht- undzwanzigjährige Verfasser nicht allein durch die Kraft seines Beyspiels, sondern auch durch drittehalbhundert Recensionen neu erscheinender Werke auf alles gehabt hat, was seitdem unter uns im Felde der Geschichte Treffliches geleistet worden, einen Einfluß, den er allem Ansehen nach auch für die Zukunft behalten wird.

35) S. 111. Z. 10 — 15. Schw. Gesch. B. II, Cap. IV am Schlusse.

36) S. 114. Siehe des Herausgebers Vorrede zu der Allg. Gesch.

37) S. 117. Z. 4 — 6. Aus der Huldigung der Künste.

38) — Z. 9. Die beyden jüngst erschienenen zur Einsicht in Schiller's Eigenthümlichkeit höchst bedeutenden Werke kamen mir zu spät zu, um berücksichtigt werden zu können.

39) S. 118. Z. 15. — S. 119. Z. 4. Siehe Abh. über naive und sentimentale Dichtung, S. 299; und die Nachrichten aus seinem Leben vor den sämmtlichen Werken S. 44 — 47.

40) S. 119. Z. 15 — 18. Antritt des neuen Jahrhunderts letzte Strophe.

41) S. 120, Z. 11 — 14. Worte des Wahns.

42) S. 122. Z. 9 — 19. Diese in den Nachrichten S. 38. aus einem Briefe von 1794 befindlichen Worte beziehen sich auf eine beträchtlich frühere Zeit, als auf welche ich sie anwende, in Erinnerung dessen, was in einem Briefe Schiller's vom 5 Januar 1798 im Briefwechsel IV. S. 8. geschrieben steht, wie folgt: Jetzt da ich meine Arbeit (den Wallenstein) von einer fremden Hand reinlich geschrieben vor mir habe, und sie mir fremder ist, macht sie mir wirklich Freude. Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unseres Umgangs ist: denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer so objectiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben danach, und die vereinigte Bemühung, sie

anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjectiven Gränzen so weit aus einander zu rücken.«

43) S. 122. Z. 16. Ueber drey von diesen, Maria Stuart, die Braut von Messina und Wilhelm Tell habe ich gewagt, umfassende Kunsturtheile auszusprechen, befindlich, das erste in der Allgem. Litter. Zeit. von 1802. N. 1 u. 2., das zweyte in der Jenaischen Allg. Litt. Zeit. von 1804. N. 79 u. 80; das dritte in eben derselben von 1805. N. 126 u. 127. Des ersten geschieht im Briefwechsel VI, 76. ganz beyläufige und eben nicht beyfällige Erwähnung; des andern eben daselbst S. 273. eine sehr günstige. Das dritte erschien kurz nach Schillers Tode. Ueber den ersten Theil seiner vermischten Gedichte befindet sich von mir eine Recension in der Allg. Litt. Zeit. von 1802. N. 366 u. 367; über den zweyten in den Ergänzungsblättern derselben Zeitung von 1808. N. 138. über seine religiöse Denkart eine Mittheilung in den Untersuchungen über Christenthum B. I. Absch. XVII.

44) Die Schilderung Goethe's, um dem Umfange der übrigen gemäß auszufallen, mußte beträchtliche Lücken behalten, zu deren Ergänzung vergönnt sey, zu verweisen auf meine Mittheilungen über die vermischten Gedichte in der Jen. Allg. Litt. Zeit. von 1809. N. 1 u. 2. über die Natürliche Tochter in derselben von 1804. N. 235—237; über die Wahlverwandtschaften in derselben von 1810. N. 16 u. 17.

45) S. 124. Z. 12—15. Aus dem Faust.

46) S. 125. Z. 9. Aus Virgil's Landbau von Voß IV, 393.

47) S. 127. Z. 1. Properzen's Cornelia, welche von einigen der Elegieen Königin genannt wird.

48) S. 127. Z. 17—31. Aus der Ode: Das Göttliche.

49) S. 128. Z. 11. Das über den philosophischen Gehalt dieser dramatischen Allegorie hier Angedeutete habe ich ausgeführt, in den Untersuchungen über Christenthum B. I; Absch. X u. XI.

50) S. 128. Z. 17—24. Staat. X. 604. Die Ueberwindung der hier vom Platon berührten Schwierigkeit, das sinnlich Schöne zu vereinbaren mit dem sittlich Schönen ist den neueren Dichtern erleichtert, durch den Einfluß des Christenthums, ohne welchen Gebilde, wie Dante's Beatrix, Petrarcha's Laura, Klopstock's Cidli, Schiller's Johanna, Tasso's Gottfried, Calderon's standhafter Prinz, ähnliche nicht entstehen konnten. Was in dieser Rücksicht die neuere Kunst vor der alten voraus hat, preiset Klopstock in der Ode überschrieben: An die Dichter meiner Zeit, welche so anfängt:

Die Neueren sehen heller im Sittlichen,
Als einst die Alten sahen.

51) S. 128. letzte Zeile. Gastmahl am Schlusse.

52) S. 129. Z. 14 v. u. Anspielung auf Phädrus, 149.

53) S. 129. Z. 3 v. u. Aus Goethe's Metamorphose der Pflanzen.

54) S. 130. Z. 16. Aus Schiller's elegischem Lehrgedicht: Das Glück.

55) S. 132. Z. 11. Aus Goethe's deutschem Parnasse II, 24.

56) — Z. 13 u. 14. Aus den Jahreszeiten I, 355.

Gedruckt bei C. F. Thormann in Bonn.



